

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

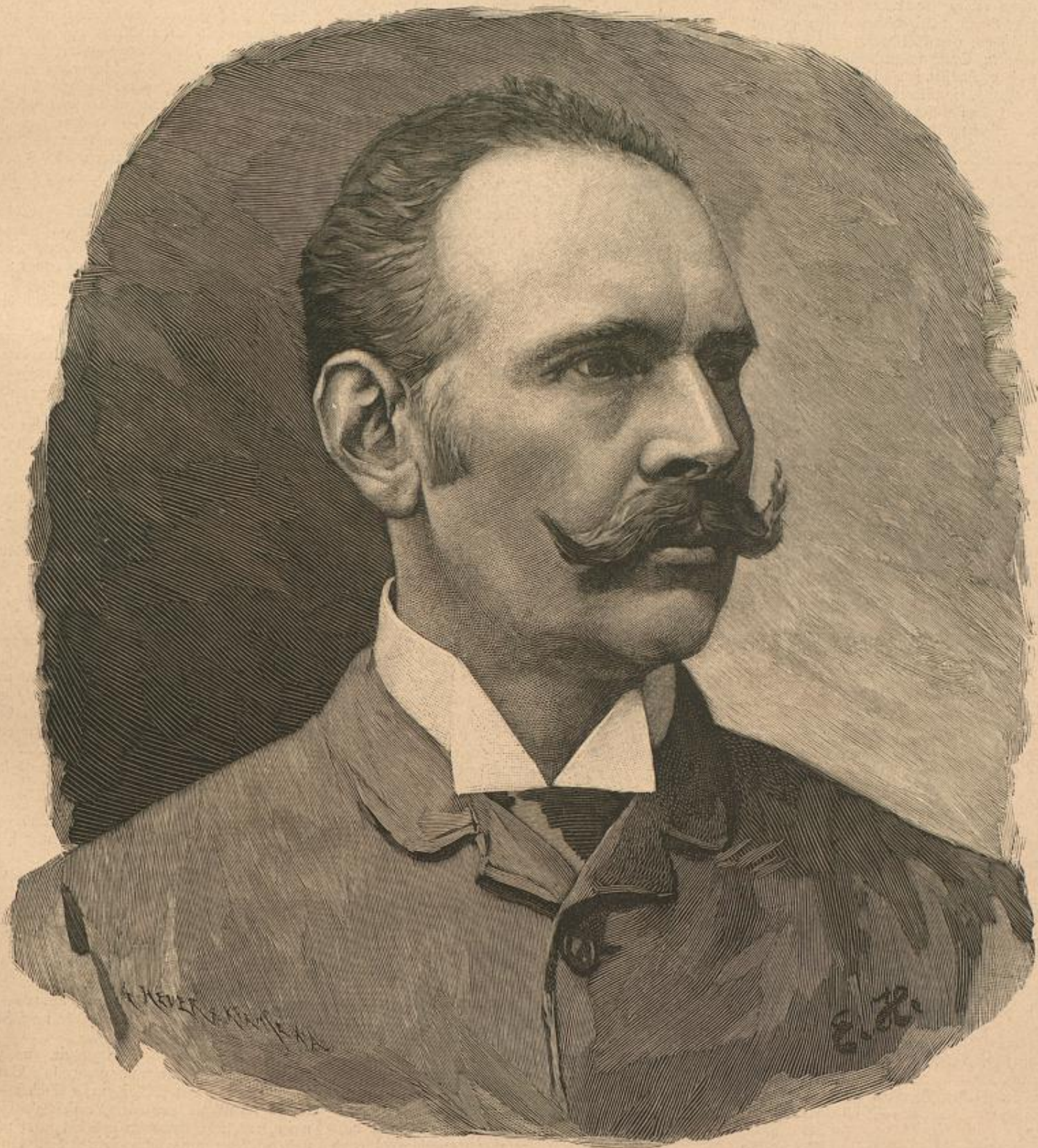
Nr. 3, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. Februar 1887.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIV. Jahrg.



*Dr. P. v. K. v. K. v. K.*  
*[Signature]*

## Die Salzgräfin.

Roman von Paul von Szczevanski.

(Fortsetzung.)

### Sechstes Kapitel.

Wir Drei standen auf dem Central-Bahnhof Friedrichstraße, — Irma Cibulka, Tasczewski und ich, — jeder mit einem Handkoffer beladen, und warteten auf den Abgang des Zuges, der uns nach Osten führen sollte. Irma schalt mich, weil ich nur einen Sommer-Paletot mitgenommen hatte; ich mußte mich noch in Acht nehmen, und ich würde mich erkälten.

„Denken Sie nur an Sie, Irma,“ sagte ich, „ich bin gesund, seit ich Czernowice im Kopfe habe.“

Ungeduldig blickte ich auf die Uhr; ich konnte den Abgang des Zuges nicht erwarten. Da sah ich aus dem dunklen Hintergrunde der Treppe, die von den Wartesälen nach dem Perron hinaufführt, einen glänzenden Cylinder und einen erbjengelben Ueberzieher austauschen, wie Beides nur Herrn Wiese-Warnsdorff angehören konnte. Mich beschlich eine böse Ahnung, als ich ihn dort auf der obersten Stufe stehen bleiben und seine Augen suchend umhersehend sah. Und kaum hatte er unsere Gruppe entdeckt, so stürzte er auf uns zu mit einem Gesicht, auf dem Aufregung und Angst deutlich zu lesen waren. „Sie wollen mir Fräulein Zamoyzka entführen, Baron!“ sprudelte er hervor. „O, das ist schändlich von Ihnen. Aber ich dulde es nicht! Fräulein Zamoyzka hat den Contract mit dem Theater-Director bereits unterschrieben, — ich rufe die Polizei zu Hilfe.“

Wie ich ihn so vor mir stehen sah, zitternd vor Aufregung, mit puterrothem Gesicht, dicke Schweißtropfen auf den Backen, konnte ich ein Nicken nicht unterdrücken. Er hatte wohl von der Frau, bei welcher Irma wohnte, gehört, daß diese eine Reise vorhabe, und indem er sich des desperaten Zustandes erinnerte, in den man sie durch alle die Quängereien versetzt hatte, glaubte er, sie beabsichtige, ihm zu echappieren, und ich hätte mich dazu hergegeben, ihr bei der Flucht behilflich zu sein.

„Seien Sie verständig,“ sagte ich ruhig, „und schreien Sie nicht so. Die Menschen werden schon aufmerksam! Wenn Sie von Fräulein Cibulka sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß sie allerdings die Absicht hat, eine Reise zu machen; aber sie wird in drei Tagen zurück sein, und Sie werden sie doch nicht an einem Ausfluge hindern, der für ihre Gesundheit sehr nothwendig ist!“

Er nahm sich zusammen, daß er nicht mehr mit seiner lauten Stimme Aufsehen erregte, aber seine Zweifel waren noch nicht gehoben. „Sie wollen sie fortbringen nach einer anderen Stadt, — ich weiß es. Sie sind nie damit einverstanden gewesen, daß sie zur Bühne geht. Aber ich protestire dagegen!“

„Nun gut, Herr Wiese-Warnsdorff,“ sagte ich, „ich habe über Fräulein Cibulka in keiner Weise zu bestimmen. Aber wenn Sie mir nicht glauben, was ich Ihnen sage, so steht Ihnen ja nichts im Wege, die Reise mitzumachen. Wir fahren nach Czernowice und sind in drei Tagen zurück.“

Ich hatte niemals geglaubt, daß er ein Mann von schnellen Entschlüssen sei. Aber er mußte wohl in großer Angst sein, die Cibulka könne ihm davongehen; — er fragte nur kurz, bis zu welcher Bahnstation er ein Billet nehmen müsse, und stürmte nach der Kasse, als ich ihm das gesagt.

„Aber nehmen Sie dritter Klasse, Herr Wiese-Warnsdorff, wenn Sie auf das Vergnügen unserer Gesellschaft nicht verzichten wollen, denn wir sind arme Leute und können die zweite Klasse nicht erschwingen,“ rief ich ihm nach, und es machte mir Spaß, die fremden Menschen, die uns umstanden, lachend ihm nachschauen zu sehen.

Er hatte nur noch eine Minute Zeit, und wir Drei freuten uns darauf, daß er zu spät kommen und den Zug veräumen werde, denn angenehm dünkte uns seine Gesellschaft nicht. Wir stiegen schnell in einen Wagen des bereitstehenden Zuges, und Irma Cibulka drückte sich in die entfernteste Ecke, während Tasczewski unsere Koffer unterbrachte.

„Kommen Sie hierher, Herr von Kozirowski,“ rief sie mir übermüthig zu, „damit er nicht sieht, wo wir eingestiegen sind.“

Aber ich blieb am Fenster stehen. „Wir wollen ehrliches Spiel spielen, Irma,“ entgegnete ich. „Wenn er überhaupt mitkommt, wird er uns auf der nächsten Station doch herausfinden, und kommt er nicht mit, so wird es uns Spaß machen, sein langes Gesicht zu sehen.“

Wir blickten alle Drei zum Fenster hinaus; der Zugführer hatte schon sein Signal gegeben, der Zug setzte sich langsam in Bewegung, da stürmte Herr Wiese-Warnsdorff heran, und trotzdem das Bahnpersonal ihm warnend zurief, sprang er doch mit Todesverachtung auf das Trittbrett. Ich mußte ihm behilflich sein, als er

in das Coupé kletterte, sonst hätte es leicht ein Unglück gegeben. Das gab es freilich auch ohnehin, — sein neuer Cylinder verlor beim Anstoßen an der niedrigen Thür das Gleichgewicht und rollte auf den Perron zurück; der Zeitungsverkäufer hob ihn auf und winkte uns vergnügt damit nach.

Wir Drei lachten, Herr Wiese-Warnsdorff war natürlich unglücklich und tröstete sich erst wieder, als Irma Cibulka in jede Ecke ihres Taschentuches einen Knoten machte und ihm eigenhändig diese Nachtmütze auf den Kopf stülpte. Das hielt er für eine besondere Liebenswürdigkeit von ihr.

Wie mir wohl wurde, als die letzten Häuser der Weltstadt hinter mir lagen! Die Abendsonne goß ihren goldenen Schein über junge Saaten, die lustig empor sproßten, über Wiesen, die sich in neues Grün kleideten, über rothe Ziegeldächer, die zwischen Baumkronen hervorlugten. Ach, es ist doch etwas Anderes, in Gottes freier Natur, als zwischen Steinmauern sein Leben zu verbringen!

Die Drei wurden bald müde; Herr Wiese-Warnsdorff war der erste, der das Eisenbahnfahren langweilig fand, seine Glieder von sich streckte und, stöhnend über das harte Lager, die Augen schloß. Irma und Tasczewski folgten seinem Beispiel, der letztere erst, nachdem er aus Dedern und Koffern eine Ruhestätte für mich hergerichtet hatte. Aber ich mochte nicht liegen, ich schaute zum Fenster hinaus, wie die Dämmerung allmählig zunahm, wie die farblose Mondscheibe, die lange schon am Himmel stand, sich in milden Glanz tauchte, und wie die Wasseradern, die wir passirten, plötzlich gleich silbernen Schlangen aufleuchteten, wenn wir über sie dahinslogen. Herr Wiese-Warnsdorff schnarchte, — es war das einzige Geräusch, das außer dem tactmäßigen Klappern des dahinrollenden Eisenbahnzuges an mein Ohr tönte. Ich amüsierte mich über seine nasalen Töne, — und für das tactmäßige Klappern des Zuges, diese endlose Melodie, die mich sonst so oft zur Verzweiflung gebracht, hatte ich bald einen Text gefunden, himmlische Worte, die ich immer noch zu hören meinte, nachdem ich endlich in einen Halbschlummer gesunken war: „Nach Czernowice, nach Czernowice!“

Was ich dort suchte, was ich dort zu finden erwartete, ich dachte nicht einen Augenblick genau darüber nach. Ich freute mich nur darauf, das Bild der Heimath lebendig wieder zu sehen, wie ich es in meinem Gedächtnisse hatte, und mit dem zähen Eigensinn eines Kranken hielt ich fest an der plötzlich in mir aufgetauchten Idee. Wahrscheinlich wäre ich wirklich und ernsthaft krank geworden, wenn irgend etwas mich an dieser Reise gehindert hätte, — so frischte sie mich auf, machte mich gesund, — und als wir bei dem Hereinbrechen des neuen Tages uns in die Gesichter schauten, sah das meinige gewiß am wenigsten übermüthigt und angegriffen aus.

In ziemlich früher Vormittagsstunde hielt der Zug an unserer Endstation, einem kleinen polnischen Städtchen, das eigentlich nur aus zwei Reihen Häusern besteht, die sich um eine alte und viel zu große Kirche gruppieren. Herr Wiese-Warnsdorff bekam einen Schreck, als er es sah. „Wo werde ich hier einen Cylinder kaufen können!“ seufzte er.

„Einen Cylinder schwerlich,“ entgegnete ich, „jedemfalls keinen von gleich untadelhafter Eleganz, wie der verlorene. Aber trösten Sie sich, irgend eine Kopfbedeckung wird wohl aufzutreiben sein.“

Einen Hutmacher gab es in dem Städtchen natürlich garnicht. Aber bei einem Juden, der Alles feil hielt, fanden wir schließlich eine Mütze, wie sie die Fleischer zu tragen pflegen. Herr Wiese-Warnsdorff wollte sich erst nicht dazu bequemen; als er aber nichts Anderes fand, mußte er sie nehmen und noch dazu mit dem dreifachen Preise bezahlen, da der Händler sich seine Verlegenheit natürlich zu nütze machte. Die Mütze stand ihm nicht schlecht, — er sah darin aus wie ein reisender Engländer.

Wir frühstückten recht gut in einem Gasthose, der elend genug aussah, und ließen während dieser Zeit nach einem Gefährt fahnden, das uns die zwei Meilen nach Czernowice hinausschaffen sollte. Aber die Pferde waren alle zur Frühjahrseinstellung auf den Feldern, und mit dem einzigen Extra-Gespann der Post war ein Weinreisender schon früh am Morgen über Land gefahren. Wir müßten bis zum Nachmittage oder bis zum Abend, vielleicht bis zum nächsten Morgen warten, hieß es, und der Wirth setzte hinzu, es sei ein seltener Fall, daß vier Reisende zu gleicher Zeit hier einträfen. Das glaubte ich ihm gern, aber ich hatte keine Lust, in der Dunkelheit in Czernowice anzukommen, denn ich freute mich auf den Augenblick, wo ich die Spitze des Kirchturmes am Horizont auftauchen sehen würde, und bis zum nächsten Tage warten mochte ich erst recht nicht.

„Wir gehen zu Fuß,“ sagte ich entschlossen; „zwei Meilen, es ist ein wahrer Spaziergang, und bei diesem schönen Frühlingwetter kann es gar nichts Herlicheres geben. Oder wird es Ihnen zu viel werden, Irma?“

Irma lachte. „Was denken Sie, Herr von Kozirowski? Ich bin ein Mädchen vom Lande.“

Um so mehr stöhnte Herr Wiese-Warnsdorff.

„Sie können zurückbleiben, wenn es Ihnen zu weit ist,“ sagte ich. „Sie sind hier ja gut aufgehoben, und etwas Sehwürthes kann ich Ihnen in Czernowice nicht versprechen.“

Aber zurückbleiben mochte er nicht, und wir machten uns auf den Weg. Fehlgehen konnten wir nicht, denn es war jedesmal ein Festtag für mich gewesen, wenn mein Vater mich mit in die Stadt nahm.

Wir schritten rüstig vorwärts; Herr Wiese-Warnsdorff mußte sich oft den Schweiß von der Stirn wischen. Unsere Koffer hatten wir in dem Gasthose zurückgelassen; wenn wir nicht am nächsten Tage schon wieder zurückkehrten, wie ich eigentlich vorhatte, konnten wir in Czernowice einen Einspänner requiriren, der sie uns holte.

Seitwärts von unserem Wege tauchte ein Schloß auf, mit Zinnen und stolzen Thürmen. Ich erkannte es wohl; es gehörte dem Grafen Zielinski, der seinen prächtigen Leichenwagen nach Czernowice herübergeborgt hatte, als es galt, meinem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Ich hatte mich damals gefreut über die goldene Grafenkrone auf dem Baldachin und über die Büschel von schwarzen Straußfedern, die von den Ecken desselben und von den Köpfen der acht Pferde emporragten. Graf Zielinski, — er war mein Pathe gewesen, — war jetzt auch schon lange todt, und hinter den Fenstern des Schlosses waren alle Jalousien heruntergelassen. Sein Sohn und Erbe liebte das einsame Leben nicht; er verbrachte das väterliche Vermögen in Paris, und ich hatte zufällig einmal gehört, daß es mit seinem tollen Treiben nicht mehr lange dauern könne. Mich stimmte das ernst, aber ich wurde wieder heiter, als Tasczewski, auf das Schloß deutend, sagte: „Sie kennen es noch, Herr? Es liegt halbwegs nach Czernowice.“

Halbwegs nach Czernowice! Wie ich die Schritte verlängerte trotz der Landstraße, die schlecht gehalten war, sodaß sich Jeder von uns seinen eigenen Weg suchen mußte. Man merkt es schon an dem Zustande der Straßen, ob der Besitzer eines Gutes auch zugleich ein tüchtiger Landwirth ist, und hier, — das hätte ich gesehen, wenn ich es auch nicht gewußt hätte, — hier sorgte sich der Besitzer um gar nichts. Aber es kümmerte mich nicht, daß ich zwischen Höhen und Tiefen den schmalen Fußpfad suchen mußte, — ich wußte wohl, das war daheim in Czernowice nicht anders gewesen; es war der erste Beweis, daß ich der Heimath nahe war.

Die Straße stieg ein wenig hügelan. „Wenn wir oben sind, sehen wir den Kirchturm und die Bäume von Czernowice,“ sagte Tasczewski. „Da oben zieht sich die Grenze hin.“

Ich lief beinahe, und ich war der Erste oben. Aber ich begrüßte die Heimath nicht mit einem Jubelruf. Es war lächerlich, daß ich enttäuscht war, und zwar enttäuscht durch Dinge, über die ich mich hätte freuen sollen.

Wir hatten keine Bäume an der Landstraße, Tasczewski,“ sagte ich, als er herangekommen war. „Und dieser Weg ist haussirt, das war damals auch nicht.“

Auch Tasczewski machte ein verdutztes Gesicht; die Veränderung war auch ihm neu, trotzdem er länger in Czernowice geblieben war, als ich. „Der neue Herr scheint die Sache doch zu verstehen,“ sagte er; „das hätte ich nicht gedacht.“

„Und wo ist die Heide dort linker Hand, auf der unsere Schafe weiden?“ fragte ich. „Ich habe manche Prügel bekommen, wenn ich mit meinem Pony mitten durch die Herde jagte.“

„Sie ist Ackerland geworden,“ erwiderte Tasczewski und sah nach der Richtung hinüber, „und der Boden scheint nicht schlecht. Der neue Herr versteht doch seine Sache.“

„Und der viereckige Thurm dort, der hinter den Baumwipfeln des Parkes emporsteigt?“

„Das ist das Schloß, Herr,“ sagte Tasczewski, und als er mein Erstaunen bemerkte, setzte er hinzu, „das neue Schloß, Herr. Habe ich niemals davon geredet? Es war das Erste, was der neue Herr in Angriff nahm.“

Ich wurde roth vor Verlegenheit, und zugleich bemächtigte sich meiner eine grenzenlose Bitterkeit und Enttäuschung. Das Schloß, unser Schloß, — nun ja, es war nichts als ein langes, einstöckiges Gebäude gewesen, mit Lehm beworfen und mit niedrigen Fenstern, und die Leute hatten ihm nur deshalb den pompösen Namen beigelegt, weil eben der Herr darin wohnte. Natürlich, — dem neuen Besitzer hatte es nicht gefallen können, der war ja nicht darin geboren, und sein Vater und sein Großvater auch nicht. Er ließ es abreißen und sich ein neues, schöneres bauen, — er hatte ja Geld! Aber ich war nicht herübergekommen, um die Schlösser fremder Leute zu bewundern und dem Besitzer von Czernowice mein Compliment darüber zu machen, daß er ein guter Landwirth war. Ich hatte keine Musterwirthschaft studiren, ich hatte meine Heimath wiedersehen wollen, — es war unnütz, daß ich die Reise ge-

macht hatte, ich hätte zu Hause bleiben sollen, und Geld und Enttäuschung wären mir erspart gewesen! Meine Bestimmung wuchs mit jedem Schritte, mit dem wir uns Czernowice näherten, denn überall tauchten die Spuren einer thatkräftigen, practischen Hand auf. Vergewissung suchte ich die mit Stroh gedeckten Lehmhütten des Dorfes, den Pflugh, auf dem wir unsere Schiffe hatten schwimmen lassen, den lüdenhaften Bretterzaun, der unseren Garten von der Dorfstraße trennte. Die Arbeiterhäuser waren aus Ziegeln neu erbaut, den Garten schloß ein eisernes Gitter ab; an Stelle des Pfluges, der im Sommer die Luft verpestete, war gar ein Schmuckplatz getreten, auf dem aus grünem Buschwerk sich die Statue eines Heiligen erhob.

„Er versteht seine Sache doch, der neue Herr,“ wiederholte Taszewski seine alte Vitanei und staunte mit verwunderten Augen alle die Veränderungen an. „Als ich von Czernowice fortging, hatte er nur das Schloß gebaut.“

„Es sieht aus wie ein Fabrikdorf, das eben entstanden ist,“ entgegnete ich höhnisch. „Wenn ich das gewußt hätte, hätten wir uns die Reise sparen können.“

Herr Wiese-Warnsdorff verstand mich nicht. Er war überaus, es hier so hübsch zu finden, und er sprach viel von dem Segen der deutschen Cultur, die hier der polnischen Wirtschaft ein Ende gemacht habe. Es würde ihn wohl interessieren, den Schöpfer alles dessen kennen zu lernen, meinte er, und ob ich nicht glaubte, daß wir auf dem Schlosse einen Besuch machen könnten. Er war sicher in Besorgniß um sein Diner und hoffte jedenfalls, dort mit einer Einladung beehrt zu werden.

„Gehen Sie doch hin zu den Leuten, wenn es Ihnen beliebt, Herr Wiese-Warnsdorff,“ sagte ich bissig, — er war mir niemals so widerwärtig, als in diesem Augenblicke, — „aber vergessen Sie nicht, daß Sie keinen Cylinder auf dem Kopfe haben; der ist bei Besuchen in solchen vornehmen Häusern absolut nothwendig. Was mich betrifft, so esse ich im Krüge; Schallkartoffeln und Nührei sind ein vortreffliches Gericht, das man überall bekommen kann, — ich kenne das aus den Manövern. Nach Tische werde ich auf den Kirchhof gehen, und Taszewski wird sich unterdessen nach einem Wagen umsehen. Wir werden auf der Station noch zu rechter Zeit eintreffen, um mit dem Abendzuge nach Berlin zurückkehren zu können.“

Dabei blieb es. Wir lehrten im Dorfkrüge ein, Herr Wiese-Warnsdorff erkundigte sich, was wir zu Mittag haben könnten. Aber joviell er auch fragte, er kam traurigen Herzens zu dem Resultat, daß das von mir Vorgeschlagene das Beste sei, und er ließ es schließlich dabei bewenden. Ich war verstimmt; ich stützte den Kopf in die Hand und brütete vor mich hin, während Taszewski sich als Dolmetscher bei Herrn Wiese-Warnsdorff's Verhandlungen mit der polnischen Wirthin nützlich machte und Irma Cibulka in der Küche half. Ihnen Beiden war es nicht wie mir; sie freuten sich, unter Landsleuten zu sein, und ich hörte ihr lautes Lachen über den Hausflur schallen. Aber mir schien es, als sei ich mit einem Schnitte losgelöst von aller Vergangenheit, als sei alles bisherige Leben nur ein Traum gewesen, und als wenn ich als ein Fremder plötzlich in die Welt geschneit sei, ein Fremder, und am fremdesten in meiner Heimath. Wie ich mich gesehnt hatte, nach Czernowice zu kommen, so brannte jetzt der Boden unter meinen Füßen, und ich würde trotz meiner körperlichen Ermüdung, die sich mit der eingetretenen Enttäuschung doppelt fühlbar machte, sofort wieder umgekehrt sein, wenn mir nicht das Gefühl der Pietät einen Besuch an dem Grabe meines Vaters zur Pflicht gemacht hätte. Ich wußte, ich würde es verwildert finden, wenn es überhaupt noch aufzufinden war, denn wer sollte sich hier wohl darum gekümmert haben? Aber ich mußte doch gehen, es zu suchen.

Taszewski hatte sich bei der Wirthin erkundigt, wer von seinen Bekannten noch im Dorfe war. Die suchte er nach Tische auf, und Irma begleitete ihn. Ich hatte ihm verboten, meinen Namen zu nennen, denn wenn sich wirklich einer von ihnen an das ungezogene Herrenkind erinnerte, — mit angenehmen Gefühlen konnte es nicht sein. Es ging ihnen ja jetzt gut, viel besser, wie zu meines Vaters Zeiten; ich sah es aus Allem, daß der neue Besitzer es ihnen an nichts fehlen ließ. Natürlich, er war ein practischer Landwirth, der den Spruch wohl zu schätzen wußte: „Guter Dinger, gute Ernte,“ und dem man nicht erst auseinanderzusehen brauchte, daß ein wohlgefüttertes Pferd doppelte Arbeit leistet. Aber wenn die Witwe seines Dieners mit ihrem Knaben hilflos zurück blieb, dann ließ er sie in die Fremde ziehen, dann fühlte er keine Verpflichtungen, — sie waren ja keine Arbeiter, sie waren ja nur Esfer!

So dachte ich, während ich allein nach Tisch auf dem Fußwege, der sich um Czernowice herumschlangelt, dem wohl tausend Schritt vom Dorfe entfernten Kirchhofe zuschritt. Ich hatte diesen Weg gewählt, weil ich so wenig wie möglich mehr von Czernowice sehen wollte,

und ich hätte sonst beinahe das ganze Dorf durchschreiten müssen. Mir hätten wohl andere Gedanken, bessere und freundlichere, kommen sollen, denn über mir jubelten die Lerchen, und das Ziel, das ich vor Augen hatte, war ernst genug, um dieser weltlichen Feindseligkeit Einhalt zu thun. Aber ich war verbittert; ich konnte mir nicht helfen: ich haßte diese Leute, die sich auf dem Erbe meiner Väter breit machten, und die auf den Trümmern eines herabgekommenen Geschlechtes Wohlstand und Segen schufen, als ob sie die Begrabenen und den Letzten der Lebenden höhnen wollten.

Unserer Familie war eine Ecke des Kirchhofes reservirt gewesen, und mein Vater hatte immer darauf gehalten, daß sie wie ein Garten aussah. Ich näherte mich ihr von der Rückseite und überkletterte die niedrige Mauer, welche die Ruhestätte der Todten nach dem Felde zu abschloß. Hier schien man wenigstens geschont zu haben, — die Tannen standen noch, die damals niedrige Bäumchen gewesen waren. Sie waren zwanzig Jahre älter geworden, und ernst und feierlich strebten sie jetzt zum Himmel. Ich schritt geradeswegs auf die Stätte zu, an der mein Vater zur letzten Ruhe gebettet war, — ich konnte nicht irren. Und auf dem einfachen Grabstein, den er verfertigt hatte, ihm zu setzen, las ich: „Jozif von Kozierowski, geb. d. 7./2. 13, gest. d. 16./8. 62.“ Ich faltete die Hände, und Thränen füllten meine Augen. O, er liebte mich sehr, und wenn er auf seinem Lehnstuhle saß und mit seiner schmalen Hand über meinen Scheitel strich, dann träumte er wohl von einer glücklichen und glänzenden Zukunft, der er mich entgegengehen sah. Und so stand ich an seinem Grabe, so bettelarm, daß der Aermste nicht mit mir getauscht haben würde, wenn er hätte in mein Inneres blicken können! Ich schluchzte wohl auf ein paar Mal, dann war es überwunden. Und wie ich mich niederbeugte, um ein Epheublatt und eine der frischen Sprossen des Immergrüns von seinem Hügel zu pflücken und auf meiner Brust zu bergen, da fiel es mir auf, wie wohl erhalten die Schrift auf dem Grabstein aussah, gar nicht, als ob die Unwetter von zwanzig Jahren darüber hingestürzt seien. Und auch der Hügel war nicht eingesenken, die Epheuranken waren frisch gesteckt, und ich konnte nicht zweifeln, daß eine treue Hand über dem Grabe gewaltet hatte. Das rührte mich, und es war mir zugleich ein Vorwurf. Ich hatte die zwanzig Jahre niemals daran gedacht, und ich hätte wohl, als ich in die Jahre kam, in denen man mit Verstand zu denken beginnt, an den Priester des Kirchspiels schreiben können, daß er einen zuverlässigen Menschen mit der Instandhaltung des Grabes betrauen möge, und es wäre mir nicht schwer geworden, die Kosten dafür zu tragen. Ich überlegte, wem ich wohl für diese Liebe zu danken habe, aber es wollte mir Niemand einfallen.

Da sah ich auf, und im ersten Augenblicke wußte ich, worüber ich mir vergebens den Kopf zerbrochen hatte. Kaum zehn Schritte von mir stand eine junge Dame und sah mit Augen, die ein warmes Mitgefühl verriethen, zu mir herüber. Sie hatte bis dahin auf einer Bank gesessen, die neben einem Grabe stand, das mir neu war, und ein dazwischen angepflanztes Tannengebüsch hatte sie so lange vor meinen Blicken verborgen gehalten. Sie konnte mir wohl ansehen, daß nicht Neugierde mich hierhergeführt hatte, daß ich in nahen Beziehungen zu dem Todten stand, der dort unten ruhte, und das schien sie zu überraschen. Ich meinerseits zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß ich es ihr zu danken habe, wenn ich das Grab meines Vaters nicht in einem verwilderten und vernachlässigten Zustande wiedergefunden, und ich war auch nicht im Unklaren darüber, wen ich vor mir hatte. Sie konnte nur die Tochter des neuen Besitzers von Czernowice sein, denn eine Dame war sie und ein Mädchen auch, nicht eine verheirathete Frau; und trotzdem ich einen Groll gegen ihren Vater hegte, zögerte ich doch nicht, meine Pflicht zu thun.

Sie erröthete, als ich auf sie zutrat und, meinen Hut lästend, sagte: „Es hat mich überrascht und bewegt, mein Fräulein, das Grab meines seligen Vaters so freundlich gehütet zu finden. Und wenn der Sohn diese Pflicht fremden Händen überließ, so bitte ich Sie, zu seiner Entschuldigung anzunehmen, daß das Schicksal ihn fortgeschleudert von der väterlichen Scholle, und daß er nicht selten hart mit dem Leben zu kämpfen hatte. Nehmen Sie meinen Dank; — was ich hier gefunden, wird mir eine freundliche Erinnerung bleiben.“

Sie lächelte wehmüthig und deutete auf den Grabhügel, vor dem sie stand, und den ich noch nicht kannte.

„Ihr Dank gilt einer, die nun auch schon unter der Erde ruht, Herr von Kozierowski,“ entgegnete sie. „Als mein Vater Czernowice übernahm, meinte meine Mutter, daß es unsere Pflicht sei, das Grab des letzten Kozierowski zu behüten, denn wir glaubten, daß die Familie ausgestorben sei, und es stimmte sie traurig, den Hügel verfallen zu sehen. Was ihr lieb war, ist auch uns lieb geblieben, seitdem wir sie selbst hier zur Ruhe gebettet haben.“

Unwillkürlich suchten meine Augen auf dem Marmor-

kreuze nach dem Namen der edlen Frau, die so zart-sünnig gedacht hatte. „Anna Schulze“ las ich, und zugleich, daß sie erst vor zwei Jahren und in einem blühenden Alter gestorben war. Sie mochte wohl nicht glücklich gewesen sein an der Seite eines Mannes, den ich so ganz anders beurtheilen zu müssen glaubte, als ich mir von ihr selbst ein Bild machte; und auch ihrer an meiner Seite stehenden Tochter gedachte ich mit Theilnahme, denn sie mußte ihrer Mutter und nicht ihrem Vater ähnlich sein. Ich konnte das nicht in Worte kleiden, ohne sie zu verletzen, und schweigend schritten wir neben einander über den Friedhof.

„Der Zufall führte Sie in die Nähe Ihrer alten Heimath?“ fragte Fräulein Schulze, nachdem ich die Kirchhofsthür hinter uns in das Schloß geklinkt hatte, denn das Schweigen mochte ihr peinlich werden; „oder gedenken Sie, sich wieder in Ihrer Heimathprovinz anzulassen, Herr von Kozierowski?“

Die Frage war so natürlich, und dennoch mußte ich bitter lächeln. Ich wollte ihr sagen: „Der Zufall, ja,“ und ich hätte den Weg, den wir noch zusammen zu gehen hatten, mit einer gleichgültigen Unterhaltung ausfüllen können, aber die Art unserer Begegnung und etwas in ihrem Wesen bestimmte mich, daß ich nicht lügen mochte.

„Weder das Eine noch das Andere,“ entgegnete ich; „ich war krank, und ich konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, meine Heimath wiederzusehen.“

Sie streifte mich mit einem theilnehmenden Blicke. „Sie haben Vieles verändert gefunden, Herr von Kozierowski?“ fragte sie, und ich hörte dem Ton ihrer Stimme an, daß sie mich verstand, daß sie wußte, ich hatte nicht gefunden, was ich zu finden gehofft hatte.

„Es ist Alles verändert,“ sagte ich, und ich bemühte mich, wohl vergebens, die Bitterkeit, die mein Inneres erfüllte, ihr gegenüber nicht durchklingen zu lassen. „Es ist Alles anders geworden, und wohl auch Alles besser. Aber wenn man nur nach Empfindungen und Gefühlen urtheilt, dann hat man, — Sie müssen verzeihen, mein Fräulein, — nicht immer das richtige Verständniß dafür.“

„Mein Vater wird sehr bedauern, daß Sie ihn nicht gleich zu Hause angetroffen haben,“ sagte sie ablenkend, nachdem sie einige Sekunden nachdenklich geschwiegen. „Aber er muß jeden Augenblick von seinem Nichte zurückkehren, und er wird uns jedenfalls noch auf dem Wege antreffen.“

Natürlich, sie glaubte nicht anders, als daß ich im Schlosse abgestiegen sei und ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wolle, denn in diesen Gegenden ist für den Comfort der Zufallsreisenden nicht gesorgt. Aber ich beabsichtigte nicht, von ihrem Irrthum Nutzen zu ziehen.

„Ich war nicht auf dem Schlosse, mein Fräulein,“ erwiderte ich förmlich, „denn ich konnte unmöglich aus dem zufälligen Umstände, in Czernowice geboren zu sein, die Berechtigung herleiten, mich den jetzigen Besitzern aufzudrängen. Ich habe im Dorfkrüge schon Auftrag gegeben, mir einen Wagen zu besorgen, der mich sofort nach der Station zurückbringen soll.“

Beinahe schallhaft lächelnd sah sie zu mir auf. „So wenig Zutrauen hatten Sie zu den neuen Besitzern von Czernowice, Herr von Kozierowski? Aber die Reise hat Sie angegriffen, und es wäre leichtsinnig von Ihnen, wenn Sie nicht wenigstens eine Nacht bei uns ausruhen wollten.“

„Es ist nur die Gefühlserregung der letzten Stunde, die mich angegriffen erscheinen läßt,“ sagte ich abwehrend. „Ich bin gesund, und meine Dispositionen lassen sich nicht wohl mehr umstoßen. Wenn Sie die Güte haben wollen, mein Fräulein, mich Ihrem Herrn Vater unbekannter Weise zu empfehlen — —“

Da unterbrach sie mich und winkte mit dem Taschentuche nach dem Ackerland hinüber, auf dem quersfeldem ein Reiter auf uns zu galoppierte.

„Die persönliche Bekanntschaft meines Vaters kann ich Ihnen nun doch nicht mehr ersparen, Herr von Kozierowski,“ sagte sie schelmisch. „Dort kommt er, und er hat uns schon gesehen.“

Es wäre in der That unerhört gewesen, wenn ich mich jetzt, angesichts des Vaters, von der Tochter hätte verabschieden wollen, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als an ihrer Seite stehen zu bleiben und ihn zu erwarten. Aber mit angenehmen Gefühlen geschah es nicht, und wie er auf seinem glänzenden Medlenburger Braunen, der ordentlich von Wohlgenährtheit strotzte, heransprengte, war ich albern genug, ihm sogar seinen Namen zum Vorwurf zu machen. Ein „Schulze“, der dort als Herr gebot, wo Jahrhunderte lang die Kozierowski angefahren gewesen waren, — wie lächerlich er mir erschien, und es war doch nur Neid und falsche Empfindung, die mich selbst zu einem lächerlichen Thoren machten.

Ich sah ihn mir an, als er näher kam, und seine stattliche Gestalt, an der der Braune ein tüchtiges Gewicht zu tragen hatte, sein gebräuntes Gesicht mit dem blonden, nur leicht in's Graue spielenden Vollbart stimmten



Wintermorgen.

Nach einer Gouache von Robert Warthmüller.

(Siehe Seite 46.)

wenig überein mit dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte. Er war ein stattlicher Mann, und in seinen Augen glaubte ich sogar etwas zu entdecken, das an seine Tochter erinnerte.

„Nun, Ammen, wo hast Du denn den fremden Herrn gefunden?“ rief er zu uns herüber, während er die Zügel des Braunen anzog. Es lag etwas Offenes, Sympathisches in seiner Stimme, aber ich war verblendet genug, seine ganze Art und Weise für entsetzlich bäurisch und unedelic zu halten. Während ich förmlich den Hut löstete, übernahm es Fräulein Schulze, mich ihm bekannt zu machen.

„Herr von Kozierowski, Papa,“ sagte sie, und während sie den Hals seines Pferdes klopfte, setzte sie ein wenig leiser hinzu: „Der Sohn, weißt Du, —“

Herr Schulze streckte mir sans façon die Hand vom Pferde herunter, als ob er zu meinem Vater in Beziehungen gestanden habe, oder ich ihm seit langer Zeit bekannt sei.

„Willkommen, Herr von Kozierowski,“ sagte er, und das Wohlwollen in seiner Stimme ärgerte mich unfähig. „Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie Sich Ihre alte Heimath wieder einmal ansehen wollen! Nun, heute ist es zu spät, Sie herumzuführen. Aber morgen werde ich Ihnen Alles zeigen; Sie werden gewiß Manches verändert finden.“

Der Stolz, mit dem er das Letztere sagte, war natürlich berechtigt, aber am allerwenigsten geeignet, mich milder zu stimmen. „Ich entschuldigte mich schon bei Ihrem Fräulein Tochter, Herr Schulze, daß es mir nicht möglich ist, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten,“ entgegnete ich kühl. „Ich gedente noch heute nach Berlin zurückzukehren.“

„Ah, das wäre!“ sagte Herr Schulze ungläubig. „Von Berlin nach Czernowice reisen und zurückkehren, ohne bei mir übernachtet zu haben? Ich müßte annehmen, Herr von Kozierowski, Sie hätten etwas gegen mich.“

Er sagte das scherzend, aber ich nahm es ernst, denn ich glaubte, nur auf diese Weise allem Drängen ein Ende machen zu können.

„Das habe ich auch, Herr Schulze,“ antwortete ich, während das junge Mädchen mir einen erschrocken Blick zuwarf und Herr Schulze mich halb belustigt ansah, „das habe ich auch, — ich will offen gegen Sie sein. Vor Allem aber bin ich nicht allein; ich bin mit drei Begleitern hier, und wir sind zusammen im Dorfstruge abgestiegen.“

„Was das anbetrifft, so könnte ich es als Hinderungsgrund nicht gelten lassen,“ erwiderte Herr Schulze. „Mein Haus kann mehr Gäste beherbergen, und Ihre Begleiter sind mir willkommen. Aber Sie haben etwas gegen mich, sagen Sie; das ist mir interessant, denn meines Wissens begegnen wir uns heute zum ersten Male. Was mich anbetrifft, so nimmt es mich für Sie ein, daß Sie mir das offen sagen, und ich möchte wohl von Ihnen hören, was ich Ihrer Ansicht nach gegen Sie verschuldet habe.“

Er war abgestiegen und führte den Braunen lose am Zügel; seine Tochter ging auf der anderen Seite des Pferdes, klopfte dem Thiere den Hals und nannte es ab und zu mit Schmeichelnamen. Sie wollte damit wohl verbergen, mit welchem Interesse sie der Entwidlung unseres Gesprächs lauschte.

„Nun gut, Herr Schulze, wenn Sie wollen, sollen Sie es erfahren, auf die Befahr hin, daß Sie mich für einen sentimentalen Narren halten,“ sagte ich. „Der eine meiner Begleiter ist ein Mann Namens Tascowski. . . .“ Ich beobachtete sein Gesicht, indem ich den Namen nannte; er hörte wohl aufmerksam zu, aber von den Spuren eines bösen Gewissens war nichts zu entdecken. „Er ist mein Freund,“ fuhr ich fort, „der einzige Mensch auf der Welt, den ich mit diesem Namen nenne. Er ist ein einfacher Mann, ein Seher in der Druckerei desselben Blattes, an dem ich bis vor Kurzem als Redacteur angestellt war. Und doch empfinde ich das, was ihm geschehen ist, wie etwas, das mir geschehen, denn wir haben als Kinder zusammen gespielt, hier in Czernowice, und er ist das Einzige, was mir aus meiner Kinderzeit geblieben ist. Nun gut, Herr Schulze, dieser Mann ist der Sohn Ihres Inspectors, und als sein Vater starb, haben Sie ihn und seine Mutter hilflos in die Welt hinausgestoßen; Sie hatten für unnütze Opfer keine Stätte in Czernowice. Wenn es Ihnen schwer oder unmöglich gewesen wäre, Dankbarkeit gegen den todten Diener mit der Sorge um die hilflosen Hinterlassenen zu üben, wollte ich Ihnen keinen Vorwurf machen. Aber ich sehe hier den Wohlstand aus Allem, das mir entgegentritt, und deshalb, Herr, kann ich Ihr Haus nicht betreten.“

Er hatte mich ruhig zu Ende gehört, und jetzt sah er mich wohl verwundert an, aber in seinen Mienen prägte sich deutlich ein noch gesteigertes Wohlwollen für mich aus.

„Und der Mann, dem ich Alles das angethan haben soll, ist hier?“ fragte er. „Und er hat Ihnen meinen Namen genannt?“

„Des Letzteren entsinne ich mich nicht,“ erwiderte ich,

„denn wir haben immer nur von dem neuen Besitzer von Czernowice gesprochen, und es hat mich niemals interessiert, zu wissen, wie der Name dessen lautete, der das Gut nach dem Tode meines Vaters kaufte.“

„Nun wohl, Herr von Kozierowski,“ sagte Herr Schulze, indem er mir offen und frei seine Hand bot, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich niemals einen Inspector Namens Tascowski gehabt habe; mehr noch, so lange ich in Czernowice bin, ist niemals einer meiner Inspectoren gestorben. Den ersten, den ich hatte, — ich übernahm ihn von dem vorigen Besitzer, aber er ist nicht mehr bei Ihrem Herrn Vater in Diensten gewesen, — habe ich allerdings weggejagt, weil er mich betrog und bestahl. Aber von einer hinterlassenen Witwe und einem Sohne konnte da nicht die Rede sein, denn er war nicht verheirathet.“

Ich machte ein überraschtes Gesicht. „So waren Sie es nicht, der Czernowice nach dem Tode meines Vaters kaufte?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte er, „und daher rührt wohl der Irrthum. Ein Anderer hatte es vor mir, ein Deutscher; der richtete sich mit dem Schloßbau zu Grunde und konnte es nicht zehn Jahre halten. Für uns wäre das alte Haus noch lange gut genug gewesen, und ich hätte meine Meliorationen jedenfalls nicht damit begonnen. Aber wir wollen hier durch den Garten; der Weg ist näher nach dem Schlosse, Herr von Kozierowski.“

Damit half er mir über meine Verlegenheit hinweg, und meine Entschuldigungen schnitt er ab, indem er über die Verbesserungen sprach, die er eingeführt hatte. Ich hatte ihm Unrecht gethan, — er war ein tüchtiger Mann, und auch ein Mann mit einem guten Herzen, und mit jedem Worte, das er sprach, mußte ich ihn lieber gewinnen.

Bald sahen wir auf der Veranda des Schloßes, die durch Glascheiben gegen die Zugluft geschützt war, sodaß die Aprilsonne dort ein behagliches Plätzchen gewärmt hatte, und Fräulein Anna richtete den Kaffeetisch vor uns her. Herr Schulze hatte den Diener nach dem Dorfe hinuntergeschickt, um Herrn Wiese-Warnsdorff, Irma und Tascowski einzuladen, nach dem Schlosse zu kommen. Ich hatte ihm natürlich über die Drei nichts verschwiegen. Wir sprachen währenddem von Diesem und Jenem, und in Allem, was Herr Schulze sagte, erkannte ich seine thatkräftige und joviale Natur. Er hatte nicht viel Verkehr mit den Nachbarn. „Denn sehen Sie,“ sagte er, „die Einen sind Polen, die jeden Deutschen mit mißtrauischen Blicken betrachten und sich zurückhalten. Ich muß ihnen zugestehen, daß sie die Liebenswürdigeren sind, wo sie den Verkehr nicht abweisen können. Die Anderen sind Deutsche, und nicht immer der besten Art. Die günstige Kapitalanlage hat sie hierhergeführt, die Sucht, Geld zu verdienen; aber Liebe für Land und Volk haben sie nicht mitgebracht. Und deshalb machen wirkliche Segnungen deutscher Cultur auch nur langsame Fortschritte. Ich kam fremd hierher, aber ich brachte Liebe für das Volk und seine Eigenart mit. Das Erste, was ich that, war, daß ich ihnen den Heiligen aufstellen ließ, den Sie wohl dort auf der Dorfstraße bemerkt haben, wo früher eine Pflanze war. Und da sein Heiligenschein auf dem Transport etwas abgeschunden war, nahm ich einen Farbertopf und stellte eigenhändig den alten Glanz wieder her. Das gewann mir die Herzen meiner Leute, trotzdem es nur ein diplomatisches Stückchen war, denn ich bin als evangelischer Christ getauft; aber sie sahen doch, daß der neue Herr ein Verständnis auch für ihre inneren Bedürfnisse mitbrachte, und wo ich sonst nur die Hände hatte, gehörten mir von da ab auch die Herzen. Aber die deutschen Besitzer in der Umgegend halten mich seitdem für einen Renegaten, und die polnischen zählen mich natürlich nicht zu sich, sodaß wir hier eigentlich zwischen zwei Stühlen sitzen. Aber es sitzt sich trotzdem recht bequem.“

Da trat die Tochter des Gutsherrn an den Tisch. „Ich habe noch eine Ueberraschung für Sie, Herr von Kozierowski,“ sagte sie erröthend; „ich möchte Ihnen ein Bild zeigen.“

Ich sprang natürlich auf und folgte ihr mit einiger Neugierde durch mehrere Zimmer des Schloßes, denn sie hatte mit so eigener Betonung gesprochen, daß ich herausfühlen mußte, es handele sich um etwas, für das sie ein besonderes Interesse bei mir voraussetzte. Sie öffnete eine Thür und blieb in dem Rahmen derselben stehen, und als ich nur einen Blick auf die gegenüberliegende Wand geworfen hatte, ergriff mich eine plötzliche Bewegung, daß ich fast meinte, meinen Thränen keinen Einhalt thun zu können. Dort hing das Bild meines Vaters, ein lebensgroßes Oelgemälde, dessen ich mich noch wohl erinnerte, und das Licht fiel so günstig auf seine feinen, lieben Züge, daß ich ihn lebendig vor mir zu sehen meinte und im ersten Augenblicke fast erschrocken zurückfuhr. Dann aber ergriff ich des Mädchens Hand und führte sie an meine Lippen, und ich konnte nur mit zitternder Stimme sagen: „Mein liebes Fräulein. . .“ Das war vielleicht ungeschickt, aber ich war zu tief ergriffen, um aller gesellschaftlichen Formen Herr zu blei-

ben; und als ich mich aufrichtete und ihr in das Antlitz schaute, merkte ich wohl, daß sie mich richtig verstand und mir nicht böse war, trotzdem sie heftig erröthete.

Herr Schulze war uns nachgegangen, und als er meine Bewegung gewahr wurde, legte er mit väterlichem Wohlwollen seine Hand auf meine Schulter.

„Meine Frau fand das Bild auf dem Boden des Schloßes, als wir hierherkamen,“ sagte er; „sie ließ es reinigen und gab ihm einen Platz in ihrem Zimmer, denn sie hielt dafür, daß es ein gutes Bild sei, und sie fand auch in den Gesichtszügen etwas, das ihr sympathisch war. Seitdem hat das Bild hier seinen Platz behalten, und auch wir haben es liebgekommen; aber Sie haben nähere Anrechte an dasselbe, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie es zum Andenken an Ihren Besuch in Czernowice mitnehmen wollen.“

Ein zartfünnigeres und für mich kostbareres Geschenk konnte mir nicht geboten werden, und ich sträubte mich nicht, es anzunehmen. Meine Verwandten hätten wohl daran denken können, es für mich zu erstehen; es wäre ihnen nicht theuer gekommen, denn der Käufer von Czernowice hatte es gerade für gut genug gehalten, ihm einen Platz unter dem Gerümpel auf dem Boden zu gönnen. Aber sie hatten dafür keine Gedanken; es war ihnen so schon lästig genug, daß sie mir wohl oder übel einen Platz an ihrem Tische gönnen mußten, und von Fremden mußte ich das theuerste Andenken an meinen guten Vater als ein Geschenk empfangen!

Währenddem sahen wir Irma, Herrn Wiese-Warnsdorff und Tascowski, von dem Diener geführt, auf das Schloß zuschreiten, und wir begaben uns auf die Veranda zurück, sie zu empfangen. Irma zeigte keine Spur von Verlegenheit, sie gab sich in ihrem Wesen wie eine vollkommene Dame, und wiederholt mußte ich erstaunen, wie sehr es ihr gelungen war, in noch nicht ganz einem Jahre sich die Formen der guten Gesellschaft anzueignen. Tascowski war natürlich befangen. Nun, wenn es nach allem Vorausgegangenen noch irgend einer Sache bedurft hätte, um mein ganzes Herz an Fräulein Anna zu verlieren, so hätte allein die Feinfühligkeit, mit der sie ihm über die verlegene Situation hinwegzuhelfen wußte, dazu genügt. Er hatte die Verlegenheit, die ihn hölzern und linksich machte, bald überwunden, und da er sich natürlich gab, ohne etwas vorstellen zu wollen, brauchte ich mich meines Freundes nicht zu schämen.

Herr Schulze hatte unsere Koffer von der Bahnstation holen lassen, und drei Tage lang mußten wir seine Gäste bleiben. Das wahrhaft väterliche Wohlwollen, welches er mir während dieser Zeit bewies, kann ich nicht genug rühmen. Auch Fräulein Anna schien mir nicht abgeneigt, — sie zeigte es mir mehr durch die Art, mit der sie die Galanterien des Herrn Wiese-Warnsdorff ablehnte, als mit der sie die meinen annahm, — aber ich wagte doch nicht, ihr von meinen geheimsten Wünschen zu sprechen; denn erstens zeigt die wahre Liebe immer eine gewisse Jaghaftigkeit, und zweitens wäre es eine Vermessenheit von mir gewesen, jetzt, wo ich noch darüber im Zweifel war, wie ich mich selbst erhalten sollte, daran zu denken, ein zweites Wesen mit meiner Zukunft zu verknüpfen. Außerdem hatte ich die Gewißheit, sie wiederzusehen; denn nicht nur lud mich Herr Schulze auf das Herzlichste ein, meinen Besuch in Czernowice im Sommer zu wiederholen, sondern er versprach auch bestimmt, zu der ersten Aufführung von Herrn Wiese-Warnsdorff's Operette mit seiner Tochter nach Berlin zu kommen, um, wie er mit lebenswürdiger Galanterie gegen Irma hinzufügte, Zeuge des Triumphes seiner beiden Gäste zu sein. Als Fräulein Anna mir bei dem Abschiede einen kleinen Strauß selbstgepflückter Veilchen zum Andenken an Czernowice reichte, als ihre Hand in der meinen bebte und sie mich erröthend und mit feuchtschimmernden Augen anschaute, wußte ich gewiß, daß auch sie auf ein Wiedersehen hoffte.

#### Siebentes Kapitel.

Wahrhaftig, meine Reise nach Czernowice hatte große Wunder an mir gewirkt. Ich war gesund, ich war lebensmüthig, ich war durch sie sogar ein guter Mensch geworden, denn ich verzieh in meinem Herzen großmüthig Allen, von denen ich glaubte, daß sie mir Böses angethan hätten. Und wer darin etwas Uebermenschliches sieht und sich gemüthigt fühlt, an dem Ernste meiner Verzeihung zu zweifeln, dem mag zum Beweise dienen, daß mein ganzes Innere nur Raum hatte für das eine Gefühl der ersten Liebe, das mich übermächtig ergriffen hatte. Da waren keine trüben Stunden, keine bange Zweifel mehr, denn ich wußte, daß ich glücklich werden würde. Die Zeit des Harrens, die vor mir lag, ließ sich wohl ertragen, denn an ihrem Ende winkte die Erfüllung. Und trotzdem ich wohl niemals stiller, eingezogener und so ganz nur der Arbeit gelebt habe, als in den folgenden Wochen, war es doch eine Zeit, die ich um nichts in meinem Leben missen möchte.

Es war natürlich mein Erstes, daß ich Herrn Schulze

schrieb und ihm noch einmal für alle seine Freundlichkeiten dankte. Eigentlich hatte ich ein Bouquet für Fräulein Anna mitsenden wollen, aber ich unterließ es. Blumen, von fremden Händen gebrochen und zu einem Strauß gewunden, und wenn es die kostbarsten waren, — was konnten sie ihr sagen? Ich konnte mir gar nicht einmal vorstellen, daß sie ein freundliches Gesicht machen würde, wenn sie ein solches Kunst-Product aus der Kiste packte. Ich begnügte mich mit einem herzlichen Gruß am Schlusse des Briefes.

Dann gab ich dem Bilde meines Vaters seinen Platz über meinem Schreibtische, und wenn ich die Augen zu ihm erhob, war es mir, als ob wieder, wie in Czernowice, Anna neben mir stände und ich ihre Hand in der meinen hielt. Mein Vater lächelte dazu, und ich hörte ihn, wie in meinen Kinderjahren, wenn ich auf meinem Pony einen Graben mit mißtrauischen Augen betrachtete, sagen: „Nur vorwärts, Josif; er ist nicht zu breit.“ — So kann man mit offenen Augen träumen, und es kümmert einen nicht, daß man Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durcheinanderwirft. Aber für mich war es ein guter Traum, denn wie ich als Knabe nach solchen Worten meinem Pony die Peitsche gegeben hatte, so nahm ich jetzt die Feder wieder auf und ließ sie über das Papier gleiten. Man darf mich da nicht mißverstehen, man darf nicht glauben, daß ich mir eingebildet hätte, literarischen Ruhm erwerben und damit der Geliebten die Augen blenden zu können. Ich dachte wahrhaftig nicht daran, Unsterblichkeit erringen zu wollen, so thöricht war ich nicht. Ich wollte nur sehen, ob ich im Stande sei, so viel Geld zu verdienen, um, ohne mich meiner Armuth schämen zu müssen, vor Fräulein Anna hintreten zu können und ihr zu sagen: „Ich bin nicht reich, aber meine Frau wird, wenn Gott mir Gesundheit giebt, niemals Noth zu leiden brauchen.“

Natürlich erwartete ich nicht, daß Herr Schulze auf meinen Brief eher antworten würde, als wenn er sich für den Besuch in Berlin anmeldete. Daß er damit Wort halten würde, war mir gewiß, denn man braucht ihn nur einmal gesehen zu haben, um überzeugt zu sein, daß er kein Mann von leeren Redensarten war. Darum war es nun meine größte Sorge, Irma Cibulla könne jetzt noch ihre Theater-Idee aufgeben oder Herr Wiese-Barnsdorff zu der Ueberzeugung kommen, daß sie seinen Ansprüchen nicht genügen werde. Ich kam nur selten mit ihnen zusammen, denn ich hatte weder Zeit noch Stimmung für diesen Verkehr, aber an jedem Morgen war es mein Erstes, die Theater-Nachrichten der Zeitungen mit erwartungsvollen Blicken zu durchschießen. Und jedes Mal, wenn ich eine neue Notiz über Irma Cibulla, oder vielmehr über „Jadwiga Jamoylska“, fand, athmete ich beruhigt auf; — ich war ein großer Egoist, ich weiß es, denn alle meine Befürchtungen über Tadjewski's Zukunft traten in den Hintergrund vor der einen Angst, Irma Cibulla könne sich die Sache überlegen und das Wiedersehen mit Anna dadurch verzögert werden.

Aber ich konnte beruhigt sein, — Jadwiga Jamoylska sagte der polnischen Bühne, auf der sie ihre Landsleute vergöttert hatten, Lebewohl; sie warf sich mit Eifer auf das Studium der deutschen Sprache, sie verkaufte ihre fürstlich eingerichtete Villa in Warschau, und der rührige Director Quariich ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sie mit großen Opfern für die Creirung der „Casimira“ in Wiese-Barnsdorff's Operette: „Ein Abenteuer Johann Sobieski's“ zu gewinnen. Der Apparat arbeitete vorzüglich, und wenn ich nicht zu den Eingeweihten gehört hätte, würde es mir wahrscheinlich gerade so gegangen sein, wie dem Publicum, dessen Interesse an der unbekannt polnischen Berühmtheit mit jedem Tage höher gespannt wurde. Ich war sogar gewissenlos genug, als ich einmal durch Zufall unter die Bohemiens im Café Bauer gerieth und einer von ihnen sich ein wenig wegwerfend über den wahrscheinlich zu erwartenden Genuß äußerte, so obenhin zu sagen: „Sie irren sich, Verehrtester; ich hatte vor noch nicht langer Zeit auf einer Reise durch Polen Gelegenheit, die Jamoylska bei dem Schlossherren von Czernowice kennen zu lernen. Sie bildete dort den Mittelpunkt der Gesellschaft, und ich habe sie mehrmals singen hören. Allerdings begleitete sie sich selbst, und da ist es schwerer, sich ein festes Urtheil zu bilden. Aber ich glaube dennoch, etwas vollkommen Eigenartiges versprechen zu können.“ Am nächsten Tage las ich in der Zeitung, daß ein Deutscher von Distinction Gelegenheit gehabt habe, die Jamoylska auf einer Abschieds-Soirée zu hören, die ihr zu Ehren Fürst Soundso auf seinem Schlosse Soundso gegeben, und daß ihr dieser gewiegte Kunstkenner einen großartigen Erfolg in Berlin prophezeit habe! Ich lachte, als ich es las, statt daß ich mich hätte schämen sollen.

Der erste Juni rückte immer näher, und eines Morgens traf endlich der sehnlichst erwartete Brief aus Czernowice ein. Herr Schulze meldete mir in väterlich freundschaftlichem Tone die Stunde seiner Ankunft, bat mich, für ihn und seine Tochter Wohnung im Hotel Petersburg zu bestellen und eine Loge für den Abend der ersten Aufführung zu besorgen. Da er

zugleich mancherlei Geschäftliches in Berlin zu erledigen habe, freue er sich darauf, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden zu können, und für seine Tochter rechne er in den Stunden, in denen er selbst abgehalten sei, auf mich, als einen zuverlässigen und bereitwilligen Führer durch die Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

### Graf Volko von Hochberg.

Hierzu das Portrait von Ernst Henseler, Seite 37.

**H**ans Heinrich XIV., Graf Volko von Hochberg, der neue General-Intendant der königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden, erblickte am 23. Januar 1843 auf Schloß Fürstenstein in Schlessien das Licht der Welt, als zweiter Sohn des 1855 verstorbenen Fürsten Hans Heinrich X. von Pleß, Grafen von Hochberg. In Berlin und Bonn studirte Graf Volko Jurisprudenz und gehörte einige Zeit dem Staatsdienste an, gab indessen schon frühzeitig seinen künstlerischen Neigungen Spielraum. Bei dem Kammerfänger Eduard Mantius in Berlin nahm er Gesang-Unterricht und studirte bei Friedrich Kiel, diesem gewissenhaftesten aller Meister, Generalbass. Unter dem Pseudonym J. H. Franz veröffentlichte er Lieder-Compositionen, von denen mehrere in Berliner Concerten und gelegentlich auch als Einlagen im Opernhause, von Pauline Lucca gesungen, zu Gehör kamen; auch Werke ernsteren Charakters schuf Graf Hochberg, Streichquartette und Symphonien. Vor Allem aber sind zwei Opern zu nennen: „Claudine von Villa Bella“, welcher Goethe's bekanntes Singpiel als Text zu Grunde liegt, und „Der Wärfel oder die Falschsteiner“, ein Werk, das in den Hoftheatern zu Dresden und Hannover mit rühmlichem Erfolge zur Aufführung gelangte. Besondere Verdienste erwarb sich Graf Hochberg um die schlesischen Musikfeste, die unter seiner Regide in Görlitz stattfanden und stets künstlerische Musterleistungen darstellten. Für die finanziellen Deficits, welche trotz allen Erfolges diese Feste häufig aufwiesen, trat er, obwohl es sich nicht selten um bedeutende Summen handelte, freigebig ein.

Trotz der kurzen Zeit seiner Amtsführung hat Graf Hochberg bereits überzeugende Proben davon gegeben, daß er, neben dem feinen künstlerischen Verständniß, Entschlossenheit und kräftigen Willen besitzt, Vorzüge, die bei dem ausgedehnten Wirkungskreise und den verschiedenen, einander keineswegs freundlichen Strömungen der Theaterkunst nicht zu unterschätzen sind. Manche ählichen Gewohnheiten, die im Laufe der Zeit an den Berliner Hofbühnen eingewurzelt waren, hat er kurzer Hand beseitigt, die Repertoire sorgfältig durchgesehen und manches Werk, das nach seinen strengen Anforderungen an die Kunst nicht mit den entsprechenden Kräften besetzt werden kann, für spätere, bessere Zeiten zurückgelegt. Diese besseren Zeiten möglichst bald herauszuführen, läßt sich der neue General-Intendant eifrig angelegen sein. Für die am Berliner Opernhause neu geschaffene Stelle eines ersten Kapellmeisters gewann er Felix Mottl, den ausgezeichneten Dirigenten klassischer und Wagner'scher Opern, außerdem den Musikdirector Ludwig Deppe, dessen Tüchtigkeit ihm von der Leitung der schlesischen Musikfeste wohl bekannt ist. Und wie der Oper, so ist Graf Hochberg nicht minder bemüht, auch dem Berliner Schauspielhause frische Kräfte, deren dasselbe dringend bedarf, zuzuführen. So hat es denn nach Allem den Anschein, als ob die von den Berliner Kunstfreunden längst ersehnte Reorganisation der königlichen Bühnen, Dank dem neuen General-Intendanten, in vollem Gange ist.

Graf Volko von Hochberg ist seit dem 2. September 1869 mit der Prinzessin Leonore zu Schönau-Carolath, Tochter des Prinzen Ferdinand, vermählt. Ehrenritter des Johanniter-Ordens, ist er, als Besitzer der Standesherrschaft Neulichow in Kreise Müllisch-Trachenberg und als Erbherr der Herrschaft Rohmsdorf, lebenslängliches Mitglied des preussischen Herrenhauses. Bis zu seinem Amtsantritte als General-Intendant lebte Graf Hochberg abwechselnd in Dresden und auf Schloß Rohmsdorf bei Liegnitz in Schlessien. Fr. C.

Nachdruck verboten.

### Die Untrennbaren.

Eine Parabel von Marie von Ebner-Eschenbach.

**U**nter den Göttern war ein Streit entstanden, und infolge desselben erschien eines Tages im olympischen Staats-Anzeiger die Kundmachung: „Der Urheber des dichterischen Genies wird gesucht. Wer sich dafür hält, Mann oder Weib, trete hervor. Apollo und die Mufen haben beschlossen, ihm eine in ihrer Nähe leer gewordene Wohnung anzuweisen.“

Schon am nächsten Morgen kam durch die Lüfte hergeflogen ein unabsehbarer Schwarm. An seiner Spitze schwebte auf mächtigen, lähn ausgebreiteten Flügeln, in thaufrischer Schöne, blumenumkränzt, eine reizumflößende Gestalt.

Ein goldenes Füllhorn ruhte ihr im Arme, und mit überströmender Großmuth ausgestreute Segenspenden bezeichneten ihren Weg. Ihr Gefolge schloß ganze Welten in sich: Verkörperungen des Herrlichsten und Höchsten, wie des Furchtbarsten und Scheußlichsten; in nicht unterbrochener Reihe alle Abstufungen vom Wunderbaren bis zum Wunderlichen, lebendig gewordene Spiegelbilder aller Thaten und Unthaten, aller Leidenschaften, Hoffnungen, Enttäuschungen und Träume. Die edelsten unter den unendlich mannigfachen Gebilden erschienen in hehrer Einfachheit, die anderen, unermeßlich reich geschmückt, schimmerten wie der neugeborene Tag. Ihnen auf den Ferjen folgte, das Kainzeichen auf der Stirn, Brandfackeln schwingend, eine dunkle Schar. Ähnlich schossen diese Dämonen hin und her, und bei jedem Flügelstöße theilte und verdoppelte sich jede der grauenhaften Ausgeburt; eine riesige schwarze, mit furchtbarem Geschwindigkeit wachsende Wetterwolke, rollten sie, Verderben verbreitend, durch den Raum.

Aber sie hatten ihre Meister. Unscheinbare Wesen, still und mild und dennoch heldenhafte, demüthig und dennoch un-

überwindlich, wiesen die Unholde in ihre Schranken; und ein Schauspiel boten diese Kämpfe, so voll hinreißenden Schwunges, unerhöplicher Abwechslung und Neuheit, so voll Gefahr und Triumph, so voll Jubel und Leid, daß die Götter ihm zusahen und horchten in athemloser Spannung. Was jedoch ihre größte Neugier erregte, das war eine kleine, bunte Menge, die inmitten des Gewühles auf einem grünen, blühenden Gelände, wie auf einem rettenden Schiffein segelte. Die schärfsten Contraste prägten sich in diesen Kleinen aus; Anmuth besaßte die meisten von ihnen; das zweischneidige Schwert, das einige führten, traf, ohne zu verwunden. Sie spielten, waren aber nicht blind für die großen Schicksale, die sich um sie her vollzogen; mit Thränen in den Augen lachten sie, und ihr Lachen war dem Klange silberner Glöcklein gleich und erreichte den Olymp.

Romus, der zu den Füßen Nelpomene's saß, sprach zu ihr: „Wer sind Die? Ich sollte sie kennen, ich kenne sie aber nicht.“

Die Muse erwiderte: „Ein nachgeborenes Völkchen ist es, — humoristisches Fad.“

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Führerin des Schwarmes, die nun vor den Himmlichen stand. Ein Zauber ohne Gleichen ging von ihr aus; sie schüttelte ihr feidentweiches, welliges Haar und sagte mit monniger Zuversicht: „Mir und den Gaben, die ich verleihe, verdankt der Dichter den Antrieb zu all seinem Können und Thun. Ich bin die Phantasie.“

Die Götter schwiegen, saßen nach und erwogen noch die Berechtigung dieses Anspruches, als ein Mann, ganz in Eisen gepanzert, sich wuchtigen Schrittes näherte, neben die Phantasie hintrat und seine Stimme erhob:

„Diese Dame prahlt. Ohne mich wird aus dem Können, das sie ihrem Liebling in die Wiege legt, nie ein Thun; ohne mich bleiben seine Hervorbringungen eitel Anfänge und vergehen wie Schaum. Ich bin der Fleiß.“

Ein heiteres Lachen folgte dieser Erklärung, und alle Augen suchten den, der es ausgesprochen hatte.

Es war ein schlichter, kräftig gebauter Bursche, mit hellen Augen und rothen Wangen. „Meine himmlischen Herrschaften“, sagte er, „nur ungenügend wage ich mich in eure wolkenübertragenden Höhen; doch zwingt mich dazu mein gutes Recht, das ich zu wahren habe. Du, Genie-Mutter, — so wandle er sich ohne Umstände an die Phantasie, die bei seinem Anblick die schönen Lippen kaum merlich verzogen hatte, — „was würde aus Deinen Kindern, wenn ich nicht zu Gebatter bei ihnen stände? Glend müßten sie zu Grunde gehen, erdrückt unter den berauschenden Blumen, mit denen Du sie überschüttest, irre geführt durch Deine webenden Träume, toll gehetzt auf der Jagd nach Deinen lockenden Früchten, vergehrt von Deinen rastlos keimenden Gedanken. Und Du,“ sprach er noch strenger zum Fleiß, „Du sehest den Sorgen, die mir diese gute Mutter und schlechte Erzieherin macht, die Krone auf. Du Maulwurf, Du! Der Eifer, den Du ihren Kindern in alle Adern sprizest, tausendmal verwünscht hab' ich ihn. Er zwingt mich, auf Tritt und Schritt hinter den von Dir besessenen Genies her zu sein, um sie zu leiten, um sie zu hindern, Deinem blinden Triebe folgend, sich tod zu arbeiten in einem todten Schachte. Ja, rühmt Euch nur, Ihr Zwei! Ohne mich wird das Beste, das Ihr zu pflanzen habt, euren Kusertoren zum Unheil und zum Fluch.“

Die Phantasie, der Fleiß und junkten die Augen und widersprachen nicht. Apollo jedoch fragte:

„Wer bist Du, Einfacher und Schlichter, daß Du eine so selbstbewusste Sprache führen darfst?“

Die Antwort lautete: „Ich bin der Verstand.“

Da blinzelten die Götter einander an, einige von ihnen errötheten, besonders Venus und ihr Sohn. Sie senkten die olympischen Häupter und zogen sich zu einer Berathung zurück.

Der Beschluß, der in derselben gefaßt und durch Mercur verkündet wurde, war folgender:

„Wir erkennen die Ansprüche eines Jeden von Euch auf die in unserem Erlasse ausgeschriebene Wohnung an. Doch haben wir nur diese eine zu vergeben und können, da unser Reich ohnehin täglich an Boden verliert, nicht Raum schaffen für Euch Alle. Einen aber auf Kosten der beiden Anderen zu bevorzugen, widerstrebt unserer ewigen Gerechtigkeit. So nehmt unseren Dank für Euer Erscheinen und kehrt zur Erde zurück.“

Die Phantasie winkte ihrem Gefolge und flog davon, der Fleiß und der Verstand traten zu Fuß den Heimweg an. Der Erstere, ohne sich umzusehen; der Andere jedoch warf, am Himmelsthor angelangt, mehr zufällig, als mit Absicht, einen Blick zurück nach den Gebilden der Unsterblichen. Da sah er Minerva stehen, kampfbereit in ihrem Frieden, ruhig und gerüstet. Er beugte sich voll Ehrfurcht; und die Göttin der Weisheit, mit freundlicher Geberde, ein holdes Lächeln um den ersten Mund, grüßte ihn.

Nachdruck verboten.

### Der Meldezettel.

Novellette von Theodor Simons.

**L**ecocadie Comtesse Treska war ihrer Mutter von drei Tage vorangeit, um Verchesgaden, ihr liebes Sommerheim, welchem sie seit fünf Jahren regelmäßig immer wieder zuslog, so schnell als möglich zu erreichen. Die Damen wohnten stets im Posthose bei den Schadingers, Wirthskneuten von altem Schrot und Korn, und vergaßen in diesem reizenden Neste schnell und gern den Staub und Lärm der Residenz.

Die Gräfin Treska war in Salzburg bei ihrer verheirateten Schwester, der Hofrathin, abgestiegen und hatte ihrem romantischen Töchterchen erlaubt, mit der bekannten Postkutsche und dem ebenso bekannten Postjörgl als Quartiermacherin voranzufahren. Lecocadie's Einzug in den alten Posthof glich auch diesmal dem einer Tochter des Hauses. Gretl, die Wirthstochter, flog ihr um den Hals; der alte Schadinger schüttelte ihr derb die Hand und meinte, Fräulein Gräfin sei seit vorigem Jahre wohl noch schöner geworden.

Ein duftender Kaffee mit Gugelhuß verjammelte bald den ganzen Posthof um den blanken Tisch im dörslichen Atrium, und nun gab es ein Fragen, Antworten, Erzählen, ein Plaudern und Lachen, das kein Ende nehmen wollte. Lecocadie und die Schadinger Gretl standen in ganz gleichem Alter; sie waren siebzehn Jahre und vier Monate und hatten gleiche Größe und Gestalt, wie Zwillingen-Schwestern, und ihr Temperament schien vom Schöpfer aus einer Pfanne gegossen worden zu sein: Lebenslust und Heiterkeit bildeten die Haupt-

elemente ihres Daseins. Als nach dem Kaffee Beide Arm in Arm durch den Gemüsegarten wandelten, mußten die Herzensangelegenheiten besprochen werden. Gretl hatte einen Anbeter, der jedoch dem alten Schachinger, welcher alle studierten Leute nicht leiden konnte und sein einziges Kind eher einem Braumeister, als so einem Gerichts-Affessor gegeben hätte, nicht gefiel. Sie mußte somit bessere Stunden abwarten.

Gretl war für den andern Tag zur Hochzeit ihrer Base, einer reichen Bauernochter in Pfalz, eingeladen. Ihr Vater hatte noch keine Erlaubnis hierzu gegeben; war Gretl doch die Seele seiner Wirthschaft und ihre Abwesenheit auf mehrere Tage dem Alten sehr fühlbar. Außerdem hatte er ihr gesagt: „Wo willst Du ein Gewand hernehmen, wie es sich für eine so reiche Hochzeit schickt? Und wer wird hier für Dich während Deiner Abwesenheit eintreten?“

Leocadie sah im Auge ihrer Freundin eine Thräne schimmern. Sie preßte ihr die Hand und meinte, für ein passendes Gewand werde sie alsbald Sorge tragen; Gretl würde damit alle ihre Verwandten ausstechen, und sie könne ferner versichert sein, daß auch eine Vertreterin gefunden werde, ja schon gefunden sei, nämlich sie selbst, Leocadie.

Gretl umarmte mit dankendem Blicke ihre Freundin, und schon nach einer Stunde war die Einwilligung des Alten gesichert. Der folgende Tag fand beide Mädchen früh an der Arbeit. Aus den Kleidern Leocadie's wurde schnell ein reizendes Kostüm zusammengestellt, welches die junge Bäuerin in ein Stadtfraulein verwandelte, so zwar, daß sie kaum wieder zu erkennen war, als sie die einfache Landkutschke bestieg.

Als Leocadie nach dem Abschiede von ihrer Freundin wieder ihr Zimmer betrat, war es ihr, als fehle ein Glied ihres Körpers, denn die beiden Mädchen waren seit Jahren, Schwestern gleich, zusammen aufgewachsen und innigst mit einander verbunden. Vor ihr lagen die Bauernkleider, welche Gretl eben abgelegt und mit feineren Roben vertauscht hatte. Leocadie ging es plötzlich wie ein Blitz durch das Gehirn: wenn ihre eigenen Kleider dem Mädchen so ganz passend waren, so mußte auch der Anzug Gretl's ihr sich annehmen. Gedacht, gethan! Taille und Rock, wenn auch etwas schwerer, als ihre eigenen, paßten vortrefflich. Das Haar wand sich Leocadie in Zöpfen um den Kopf, legte das roth und gelb geblümte Kopftuch mit reizender Kofetterie auf das Hinterhaupt, befestigte es mit einer silbernen Bauernnadel, baufte aus dem Nieber ein amarantfarbnes Seidentuch in amuthigen, ungekünstelten Falten nach aufwärts, band die blaue Schürze um, entblößte die Arme fast bis zu den Ellenbogen, indem sie die Ärmel emporstreifte, und als sie den Spiegel zu Rathe zog, meinte sie, von ihrer Metamorphose auf das Höchste entzückt, daß der liebe Herrgott aus ihr besser eine Sennerin, als eine Gräfin gebildet hätte. Leocadie gefiel sich derart in ihrer Maske, daß sie nicht umhin konnte, sich an das Haushor zu stellen, wo sie denn auch zu ihrer kindischen Freude die Eroberung Aller zu machen.

Eben langte die Post von Salzburg an. Der Postillon schmettete mit Grandezza sein „Schier dreißig Jahre bist du alt“, als er mit dem staubigen, gelben Postkasten in den Hof einfuhr. Die Kutsche brachte drei Passagiere: einen reichen Bauern, mit Geldmünzen statt der Knöpfe am Wamms, eine Bäuerin und einen jungen Stadtherrn. Letzterer allein erregte das Interesse des Posthofes, indem er ein gutes Zimmer verlangte und dem Abladen seines kleinen Koffers sowie einiger anderer Utensilien, darunter ein vierediges Kästchen in Form einer Schatulle, beivohnte.

Der junge Mann hatte ein distinguirtes Aussehen, sprach fließend deutsch, jedoch mit unverkennbar fremdländischem Accent. Auf seinem Kofferchen lebte der gelbe Eisenbahnzettel: Nr. 30, München — Salzburg. Weiteres konnte Leocadie, die vom Thürpfeifen aus den Unbekannten fixirte, nicht entdecken. Als er in's Haus trat, machte ihm Leocadie Platz und grüßte ihn anscheinend mit der gleichgültigsten Miene von der Welt. Er selbst jedoch blieb einen Moment betroffen stehen. Sein Inneres mochte ihm wohl zugerufen haben: „Eine so schöne Bauerndirne, wie diese, sucht ihres Gleichen!“

„Zimmer Nummer drei“, rief das Stubenmädchen dem Haushofknecht zu, nachdem sie den Schlüssel von ihrem großen Schlüsselbund gelöst und ihm übergeben hatte. „Werden der gnädige Herr zum Speifen kommen?“ wandte sie sich dann an den Fremden, der kurz mit „Ja“ antwortete.

Leocadie war bei dem Einzuge des Fremden stumme Zuschauerin geblieben, obgleich ihr nichts entging. Der junge Mann hatte ein sympathisches Aeußeres, so ganz andere Manieren, als die gewöhnlichen Touristen; er blickte hell und frei in die Welt. Auch sein Keisloftüm hatte etwas Fremdländisches, ohne jedoch den guten Geschmack zu beleidigen. Gern hätte Leocadie Namen und Stand des interessanten Touristen erfahren und gewußt, was der so sorgfältig gebüdete, viereckige Kasten enthielt, der dem jungen Manne mehr werth zu sein schien, als sein übriges Gepäc. Für eine Zither schien ihr das Futteral zu klein, für ein Schreib-Notizbuch zu groß und zu schwer. Der Mann war weder Musiker noch Literat, eher ein Photograph oder Botaniker. Führt er doch auch einen jener großen Schirme mit sich, wie sie die Geometer bei Vermessungen zu gebrauchen pflegen. Geometer oder Eisenbahn-Ingenieur, — auch das konnte er sein. Einstweilen gab sich Leocadie mit dieser Deutung zufrieden, nahm sich jedoch vor, Alles zu erfahren, was ihre Neugierde befriedigen konnte.

Sie blieb anscheinend gleichgültig im Flur stehen, behielt jedoch das Zimmer des Fremden im Auge. Nicht lange währte es, so erschien die Haushofin mit einem Meldezettel in der Hand und schritt dem Zimmer des Fremden zu. Leocadie bemächtigte sich hastig des Zettels. Eine schnelle Röthe flog über ihr Gesicht, denn Triumph, sie besaß unverhofft das Mittel, welches unfehlbar ihre Neugierde befriedigen mußte. Nicht ohne Zögern schritt sie dem harmlosen Abenteuer, — denn um ein solches handelte es sich nach ihrer Meinung, — entgegen. Zweimal schon hatte sie den Finger zum Anklopfen gebogen und ihn ebensoviele Mal: zurückgezogen. Sie erschalt vor sich selbst, als sie endlich die Thür mit dem Knöchel berührte, worauf von innen mehr gebieterisch, als einladend das Wort „Herein“ ertönte und in demselben Augenblicke die Thür sich öffnete. Vor ihr stand der junge Mann, eine glimmende Cigarette zwischen den Fingern haltend; er lud sie mit einer Handbewegung ein, näher zu treten.

„Ich wollte nur Euer Gnaden bitten“, hub ängstlich Leocadie an, „diesen Meldezettel gefälligst auszufüllen.“

„Was ist das?“ fragte der Fremde.

„Eine bloße Formalität, welche hierorts die Polizei von allen in Wirthshäusern Ankommenden verlangt.“

„Ach so!“ antwortete der junge Mann. „Ich kann aber schlecht Deutsch schreiben.“

„Macht nichts,“ entgegnete Leocadie, indem sie vom Kamin ein Schreibzeug nahm; „ich werde für den gnädigen Herrn die Einzeichnungen machen.“

„All right!“

„Also bitte! Vor- und Zuname?“

„James Logwood Esquire.“

„Was heißt das, Esquire?“ fragte Leocadie, anscheinend naiv, den Fremden.

„Esquire heißt so viel wie Edelmann.“

„Alter?“ Bei dieser Gewissensfrage, welche die hohe Polizei in so indiscreter Art stellt, lächelte Leocadie schalkhaft, ohne aufzublicken.

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Wo geboren?“

„In Monroe im Staate Michigan, United States.“

Leocadie schrieb zur größten Verwunderung des Amerikaners diese Angabe ohne Zögern und richtig in den Zettel ein.

„Stand oder Gewerbe?“

„Landschaftsmaler.“

„Wohnhaft?“

„Zur Zeit in München,“ erwiderte der Amerikaner etwas unruhig.

„Ledig oder,“ — hier stockte Leocadie, leicht erröthend, einen Augenblick, — „verheirathet?“

„Ihre Zettel sind ungemein indiscret,“ fiel der junge Mann lächelnd ein. „Woll' then! Bis heute nur ein Heirathscandidat.“

Leocadie wußte nun Alles. Sie schob ihren Stuhl bei Seite und wollte schnell davon eilen. „Halt,“ rief aber der Maler, und faßte sie leicht beim Arme. „Wir Amerikaner haben auch Meldezettel, nur keine achtzeiligen Fragebogen, wie hier. Auch würde in Amerika Niemand darauf eingehen, all die Fragen zu beantworten. Erlauben Sie mir, mein Fräulein, nur die einzige: Wie heißen Sie?“

Leocadie erröthete über die Rothlüge, die sie glaubte sagen zu müssen, um nicht plötzlich aus ihrer Rolle zu fallen: „Mein Name ist Anna Barbara Gertrudis Schachinger, Wirthstochter von hier!“

Der Maler blickte dem Mädchen scharf in's Auge; er schien ungläubig zu sein, sagte jedoch kein Wort, während seine Finger eine frische Cigarette drehten.

Leocadie's Antlitz deckte Fieberrothe, als sie nun hastig das Zimmer verließ. Sie eilte, den Meldezettel in der Rechten, hinauf auf ihre Kammer, verriegelte die Thür, als sei sie von Jemand verfolgt, und sank in ihren Stuhl, indem sie mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Die Rolle, welche sie in jugendlichem Uebermuth übernommen hatte, mußte sie nothgedrungen weiter spielen; das Abenteuer ihres Traumes war in vollem Gange. In ihrem Schoße lag der verhängnißvolle Meldezettel, die Uvertüre zum Spiele des Fatums.

Unterdessen war es Abend geworden, und die Hausglocke ertönte zum Gebet und Abendessen. Leocadie erwachte aus ihrem Nachsinnen, trat vor den Spiegel, ordnete Haar, Wieder und das Kopftuch, welches ihr so wunderbar zu Gesichte stand, und lenkte ihre Schritte hinab in's Gastzimmer. Der Amerikaner sah bereits an einem blankgeschweiferten Tische hinter einem Biertrage mit blinkendem Zimmedel. Während seines dreijährigen Studiums auf der Münchener Akademie hatte er das Biertrinken sowie das Deutschsprechen perfect gelernt. Wenn ihm hier auch die Knüttelguppe mit Speck nicht so recht munden wollte, so verzehrte er sie dennoch, vom Appetit genöthigt, und kam nach der Mahlzeit mit sichtlichem Behagen der Aufforderung des Wirthes nach, mit seinem Krüge näher an den allgemeinen Tisch zu rücken.

Leocadie hatte, treu ihrer Rolle, den blauen Strickstrumpf ihrer Freundin Gretl übernommen, ohne zu ahnen, wie aristokratisch ihre zarten Hände von diesem dunklen Grunde sich abhoben. Der Amerikaner sah sie mit fast frommer Bewunderung an. Diese „Bauerndirne“ schien ihm nicht echt zu sein; er endete an ihr stets neue Abzweigen besserer Abkunft, unter Anderem auch blitzende Brillant-Ohrgehänge, welche Leocadie abzunehmen vergessen hatte.

Ein Sonnenuntergang von seltener Schönheit, der in den düstern Farben spielte, vergoldete die Berge im Westen. Der Amerikaner war mit Leocadie auf die Gallerie getreten, welche die Gebirgswohnhäuser umgürtet, und blickte mit Entzücken in die Abendlandschaft hinaus. Solche großartige Scenerie hatte er in seiner Heimath, am flachen Michigan-See, freilich niemals zu Gesichte bekommen. Ihn als Landschaftsmaler entging keine der unzähligen Färbungen der Luft, obgleich dieselben in unsäglich schneller in einander verließen und sich magisch verschmolzen. An den Bergen aufwärts stieg die Abendröthe empor, ihr auf dem Fuße nach der Schatten der Nacht. Die Berggipfel glühten wie Fackeln, deren Feuer sich vom goldigen Gelb bis zum dunklen Purpur durch alle Nuancen der Farbenscala ergossen, um zuletzt mit dem aschgrauen Vorhang zu schließen, den die Nacht zuzog.

Der Maler war diesem großartigen Schauspiel mit Begeisterung gefolgt, und wie anbetend blickten seine Blicke dem Westen zugewendet. Sein schönes, klares Auge erglänzte. Er dachte an seine Eltern in Amerika, denen dieselbe Sonne, die sich von dem Sohne verabschiedet hatte, nun als aufgehendes Gestirn leuchten mußte. Grüße sollte sie den Lieben bringen, so hoffte er in seiner poetischen Stimmung.

„Wem es vergönnt wäre, diesen Sonnenuntergang so malen zu können, wie die Meisterin Natur,“ sprach er, sich zu Leocadie wendend, „für den wäre der Himmel offen!“

„Aber sagen Sie mir, Herr Maler,“ unterbrach ihn das Fräulein, „bringt denn Ihre Kunst überhaupt so viel ein, daß sie ihren Mann ernährt?“

„Nicht Jeden, da die Concurrenz auch auf diesem Felde groß ist,“ antwortete der junge Künstler. „Wer nicht von Haus aus etwas zuzusetzen, das heißt einen reichen Papa hat, wie ich, der lasse lieber die Hand davon. Der Weg zum großen Künstler ist dürrig und verstimmend. Die Natur allein hat keinen Concurrenten. Sie malt mit der reichsten Farbenpalette und mit so einfachen Mitteln, daß uns Stumpfern aller Muth zum Weiterstreben vergeht. Und doch ist unser Streben nach Idealen ein so überwältigendes, daß wir, wenn wir einmal in diese Bahn eingeklinkt haben, gleichsam durch unsichtbare Mächte getrieben fortzuschreiten, ohne jemals an das ideale Ziel zu gelangen.“

Leocadie hörte mit Entzücken dem Gaste zu und bedauerte, daß die vorrückende Nacht der Conversation ein Ziel setzte. Dem jungen Manne schien Leocadie's Interesse für Kunst und Natur Schönheit ein zu hohes für eine Bauerndirne zu sein, für die sie sich ausgab. Er hoffte, das eigenthümliche Wesen bald entlarven zu können, und zog sich, von der Reife etwas ermüdet, in sein Zimmer zurück.

Der folgende Tag war ein Freudentag für den Posthof.

Ein Telegramm aus München hatte die frohe Botschaft gebracht, daß dem prächtigen Stier des Schachinger auf der landwirthschaftlichen Ausstellung der erste Preis von zehn Dukaten nebst einer seidenen Fahne zugefallen war. Schachinger war außer sich vor Freude und gab seinen Leuten ein hektoliter Bier und ein Kalb zum Besten.

Leocadie benutzte diese heitere Stimmung, um beim Alten ein gutes Wort für den Gerichts-Affessor, den Liebhaber der Gretl, einzulegen. Sie wußte ihn begreiflich zu machen, daß auch ein Gerichts-Affessor ein Mädchen glücklich machen könne; sie selbst zum Beispiel würde keinen Augenblick zögern, einen solchen zum Manne zu nehmen. Ihr seliger Papa habe auch beim Gerichts-Affessor angefangen und sei endlich Präsident beim Appellhofe geworden. Ja, so ein Affessor könne es sogar bis zum Justiz-Minister bringen.

Letzteres Argument schlug beim alten Schachinger durch. Nun wohl, meinte er, er habe gar nichts gegen den anständigen jungen Mann, aber jedenfalls müßten die Leutchen nach der Verlobung noch ein Jahr mit dem Heirathen warten. Seine Gretl sei noch gar zu jung und erst im vergangenen Jahre zur Firmung gegangen. Seine Selige habe dreißig Jahre gezählt, als er sie zum Altare geführt.

Leocadie hatte ihren Tag gut begonnen, sie sah seinem Ende mit Spannung entgegen.

Die Nachricht aus München über Schachinger's großen Sieg hatte sich schnell im ganzen Städtchen verbreitet, und Alles lief zum Posthofe, um seinen Glückwunsch darzubringen. Nachbarn, Freunde, Stammgäste, der Herr Bürgermeister, sowie der alte Farrer, der Schullehrer, der Gendarmen-Feldwebel, die Schützengilde, die Mitglieder des Kegelclubs und des Gesangsvereins, die Turner, die Feldhüter und Werkmeister der Saline erschienen zum Fröhlichoppen, und was im Gastzimmer keinen Platz fand, saß im Hof auf Fässern, Bänken, Treppen und Gefüssen.

Der alte Schachinger war kreuzfidel und bediente selbst in Hemdsärmeln die Honoratioren der Stadt, die bei jedem frischen Anstich den lieben Schachinger und seinen Preisstier leben ließen. Man munkelte bereits von einer Illumination und einem Fackelzuge für den Abend, und gern gab jeder Anwesende den Festordnern seinen Beitrag. Binnen einer halben Stunde waren schon siebenunddreißig Mark zehn Pfennige aufgebracht, also vollkommen genug für den Ankauf von einem halben hundert Fackeln und Windlichtern. Die Saline ließ ihre Standarten und Embleme, der Turn- und Singverein seine Fahnen, die Stadtverwaltung ihre Böller her.

Der Amerikaner ergriff mit Freunden die Gelegenheit, auch seinerseits zur Verherrlichung des naiven Festes etwas beizutragen. Mit Hilfe Leocadie's wurden zwei große Fahnen mit Canavas überspannt und diese beiden Leinwandflächen im Garten an einem schattigen Plage aufgestellt. Wollastten, Fallette, Mastod waren schnell zur Hand, das Atelier binnen einer halben Stunde ausgerüstet. Leocadie schaute mit Interesse dem jungen Künstler zu, der in breiten Pinselstrichen mit ungläublicher Sicherheit das Bild des Stieres auf die Leinwand zauberte. Ein Kranz glänzender, goldiger Dukaten umgab den Hals des Thieres, und das edle Vieh blickte so stolz den Beschauer an, als sei es seines Sieges bewußt. Das Bild war binnen einer Stunde fertig und trefflich gelungen. Nun ging der junge Maler zur zweiten Leinwand über.

„Mein liebes Fräulein,“ so sprach er, indem er Leocadie mit Künstlermiene musterte, „würden Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, eine halbe Stunde Modell zu stehen?“

Leocadie erröthete bis in die Augenwinkel. Ihr Herz pochte fast hörbar; sie traute sich nicht Kraft genug zu, eine halbe Stunde lang dem durchdringenden Blicke des jungen Künstlers Stand zu halten. Doch ermannte sie sich und antwortete: „In Anbetracht des schönen Zweckes, von Herzen gern.“

„So bitte ich, hier zur Linken vor mir Platz zu nehmen. So, — etwas mehr Profil, — ganz recht. Den Kopf leicht geneigt, — noch mehr, — betrachten Sie die Menge vor dem Bilde, — nicht so ernst, — bravo, — bleiben Sie ruhig in dieser Pose, — den rechten Fuß ein wenig vor, — halt, — zuviel, — jetzt ist es gut! — Und nun erlauben Sie mir, Ihre etwas zu städtisch gestriegelten Haare ein wenig in Unordnung zu bringen.“ Bei diesen Worten zog der Maler mit zwei Fingern seiner Rechten das Band vom Kopfe Leocadie's, sodas die vollen Haare plötzlich über ihren Nacken fielen.

Leocadie erbeute bei der Berührung, nicht minder auch der junge Maler. Doch dieser wendete sich schnell ab, seine Farben zu mischen, und gewann so Zeit, seine Aufregung zu be- meistern.

Er malte in großen Zügen und mit Blitesschnelle. Leocadie konnte seinem Pinsel folgen, ohne zu sehen, was er malte. Er schien mit ganz besonderer Vorliebe beim Kopfe zu verbleiben und dessen Züge zu studiren.

Nach einer halben Stunde meinte der Maler, indem er einige Schritte von dem Bilde zurücktrat: „So, mein Fräulein, der Kopf wäre in den Hauptzügen und dem Zweck entsprechend fertig. Sie können etwas ausruhen. Das Kostüm ist ja Nebenache und bleibt meiner Phantasie überlassen. Ich hoffe, daß Herr Schachinger mit dem Bilde seiner — Tochter zufrieden sein wird.“

Das Wort „Tochter“ betonte der junge Mann absichtlich, indem er zugleich das Mädchen fixirte. Leocadie aber bemerkschte sich und verzog keine Miene. Mit Hast trat sie vor die Leinwand hin, und ein kurzer Schrei der Bewunderung entfloß ihren Lippen. Sie stand vor einem Kunstwerke, dem Bilde einer Schnitterin mit Sichel und Aehren, allerdings noch unvollendet, aber so harmonisch in der Anlage und ihr selbst so ähnlich, daß sie keine Worte fand, diesem Emblem der Landwirthschaft ihren höchsten Beifall zu zollen.

„Schade, Schade,“ so sprach sie vor sich hin, während der Maler ihre Gestalt mit Entzücken betrachtete, „daß solch ein Kunstwerk diesem Bauernvolk preisgegeben wird! Nicht wahr, mein Herr, morgen werden Sie mir, als Belohnung für das Modell, diese Leinwand zum Andenken überlassen?“

„Gewiß, mein Fräulein; es wird mir ein Vergnügen sein, dieselbe vorher noch einer kleinen Uebermalung zu unterziehen. Für's — Bauernvolk, wie Sie richtig bemerken, ist die Leinwand einstweilen genug bepinselt.“

Fackelzug und Illumination waren programmäßig vorübergegangen, und am folgenden Nachmittage war der Maler mit einem Kuben, der ihm den Mastkasten, Schirm und Sessel trug, hinausgegangen, um Stoff für seinen Pinsel zu suchen. Doch seine Gedanken waren anderswo, als bei der Kunst.

Leocadie hatte die Knechte und Knechte zur großen Wiefe begleitet und half mit, das Heu aufzuhäufeln. Ihr Bauernkostüm war noch echter, als das gestrige; sie sah reizender aus, als je. Ihr Rechen glitt indessen recht achlos über die grüne Flur. Sie hielt öfters inne und blickte hinüber in die blauen



Zus. dem Fußsängungszuge der Münchener Künstlerchaft für den Prinz-Regenten Knipold von Baiern, am 5. Januar. Der Triumphwagen nebst Fanfarenbläsern und Fackelträgern. Nach einer Skizze von Carl Meißel. — Siehe Seite 45.



Berge mit ihren Schneehäuben. Woran mochte sie wohl denken? Ohne Absicht und Zweck ging sie zuletzt die Wiese hinab bis zum Waldsaume. Der Abend mit seinem goldigen Dufte legte sich auf die Gefilde. Hirpende Grillen tummelten sich zu Tausenden in der frischgemähten Wiese umher; sonst lag ruhiger Friede auf der anmuthigen Landschaft.

Leocadie wanderte in Gedanken weiter und in den Wald hinein, als sie plötzlich, an einer Lichtung angekommen, im Grafe einen mächtigen, weißleinen Sonnenschirm aufgespannt sah, unter welchem ihr junger Amerikaner eine knorrige, uralte Eiche abconterfeite. Leocadie hatte weder Zeit noch Kraft, sich dem Gesichtsfelde zu entziehen, denn sie stand dem Maler ohne Deckung gegenüber, und war somit sofort von ihm bemerkt worden.

„Ach, Sie hier, Herr Maler,“ hub sie, um ihre Verlegenheit zu verbergen, an, „nicht wahr, wir wohnen hier in einem wahren Paradiese?“

„Jawohl,“ meinte der junge Mann, sich von seinem Feldstuhl erhebend und dem Mädchen einige Schritte entgegengehend; „man vermisst selbst die Engel nicht.“

Leocadie that, als ob sie die Anspielung nicht verstanden hätte, und betrachtete mit Aufmerksamkeit die Arbeit des Malers. Der Eichbaum war in einem brillanten Ton und mit seinem Verstandniß auf die Leinwand skizzirt. Der junge Mann schien ein echtes Talent zu besitzen, das ihm den reichen Papa binnen Kurzem ganz entbehrlieh machen dürfte.

„Warum,“ sprach Leocadie, indem sie sich auf den Feldstuhl niederließ, den ihr der Maler angeboten, „warum skizziren die Künstler immer nur Details und niemals ganze Landschaften, wenn sie sich im Freien ergehen?“

„Wir Künstler,“ antwortete der Maler lebhaft, „sammeln, wie die Bienen, Honigtröpfchen, die wir unserm Korbe zuführen. Aus all diesen süßen Tropfen setzen wir später unsere Waben zusammen. Baumskizzen, Felspartien, Wolken, Gräser, Hüten, Sonnenschein und Nebel sind unsere Diebstähle an der Natur. Die Phantasie verkittet Alles dieses zu einem Ganzen. Wenn sie fehlt, für den giebt es keine Kunst, der bleibt sein Leben lang Copist! Im Menschenleben ist es ja auch nicht anders: Man zieht hinaus und sammelt tropfenweise Erfahrungen und Kenntnisse und niemals fertige Begriffe. Die gesammelten bringt man dann ein, sondert sie und paart das, was paßt, zu einem Gemälde zusammen, das die Existenz genannt wird. Glücklich der, welcher die richtigen Elemente gefunden und sie zu vereinen verstand! ... Doch wozu die Philosophie für den, der sein eigenes Ich, aus was immer für einem Grunde, mit geborgten Federn deckt und in eine Sphäre hinabsteigt, die ihm und seinem Charakter, sowie seiner Bildung nicht ansteht, der mit seinen Gefühlen ein Maskenspiel treibt, der —“

Der Maler hielt in seiner Rede inne, da Leocadie umsonst sich bemühte, ihrer Aufregung Herr zu werden. Er fühlte, daß er zu weit gegangen sei. Leocadie ihrerseits begriff ihren Fehler erst in diesem Augenblicke. Sie hätte Alles darum gegeben, wenn sie ihre vorgestrige Lüge und ihr Auftreten in falschem Kleide hätte ungegesehen machen können. Beide schwiegen eine kurze Weile, während welcher der junge Mann seinen Malkasten einräumte, um seinerseits sein Herzblut zur Beruhigung zu bringen. Er brach zuerst das Schweigen, sagte die Hand des Mädchens, und seine Lippen baten „Verzeihung“.

„Wenn ich,“ so sprach er weiter, und seine Stimme zitterte vor Erregung, „wenn ich, mein Fräulein, jetzt mit einem Meldezetteln vor Ihre Seele träte, so wie Sie es vorgestern drüben im Posthose thaten, würden Sie sich herablassen, ebenso frei und wahrhaftig, wie ich, die Fragen zu beantworten, die der Zettel stellt?“

„Ja, mein Herr, frei und wahrhaftig.“

„Gut denn, so setzen wir uns zum Fuße dieser uralten Eiche, die ich lieb gewonnen, und beginnen wir: Vor- und Zuname?“

„Leocadie Comtesse Tresta.“

„Geburtsort?“

„Lemberg in Galizien.“

„Bohnenort?“

„Wien.“

„Alter?“

„Siebzehn Jahre.“

„Ledig oder verheirathet?“

„Heiraths-Candidat!“ erwiderte das Mädchen, und Purpurröthe überflog ihr Antlitz. Sie hatte dem Geliebten ihr Herz entdeckt, der nun zu ihren Füßen sank und ihre Hand an seine heiße Stirn drückte.

Zwei Tage später donnerten die Böller im ganzen Ort und dröhnten die Berge im Widerhall. Im reich mit Girlanden geschmückten Posthose feierte man zwei Verlobungen auf einmal, die der echten und die der falschen Greif. Der alte Schächinger und die Mama Tresta hatten ihren Segen und ihr Jawort gegeben.

Nachdruck verboten.

### Die Frau und die Politik.

Von J. Kühne.

Vielleicht überkommt manche meiner verehrten Leserinnen ein Schreden beim Lesen dieser Ueberschrift; denn daß überhaupt die eberne, nerven-erregende Politik mit dem zarten Geschlecht in Beziehung gesetzt wird, erscheint Vielen ungeheuerlich: Schon schlimm genug, daß unsere Männer so viel politisiren! — Nun gewiß, das eigenste Gebiet des Weibes ist das Haus und soll's auch bleiben. In seinen mannigfachen Arbeiten, Sorgen und Freuden, in der Treue im Kleinen kann sich das Gemüth, die praktische Thätigkeit, mit welcher Gott das Weib geschmückt hat, reich entfalten. Gott bewahre uns vor den Versuchungen, auch den Frauen das politische Stimmrecht zuzuwenden! Ja, selbst die bestimmte Parteinahme seitens einer Dame, wenn sie sich conservativ oder liberal nennt und sich in die Streitigkeiten der Männer, etwa bei einer Gesellschaft, mischt, ist vom Uebel. Allein es läßt sich kaum vermeiden, daß die Wogen der Politik bisweilen auch in die Mauern des stillen Hauses hineinschlagen. Vielleicht hat es schon manche Frau, zumal in den Zeiten des Wahlkampfes, wenn der Mann aus politischen Versammlungen nach Hause kommt oder die Zeitung in die Hand nimmt, mit Schmerzen empfunden, wie sehr dadurch das häusliche Leben beeinflusst wird, wie da mancher Abend, der sonst der Familie gewidmet wurde, gestört wird, wie die Stimmung gedrückt oder heftig erregt ist. Hat da die

Frau, die Gehäsin des Mannes und die Vertraute seiner Gedanken, nichts zu thun? Soll sie da schelten über die heißen Köpfe der Männer, soll sie schmolzen, daß sich der Gatte ihr so wenig widme? Ich fürchte, sie würde dadurch jenen veranlassen, daß er erst recht die Gelegenheit, auszusprechen, was seinen Geist bewegt, draußen sucht, im Wirthshause. Die Wahlen sind einmal in der Welt, der einzelne Mann kann nichts daran ändern, — soll er sich davon zurückhalten? Es ist bekannt, daß schon Solon, — der Gesetzgeber Athen's, von jedem Bürger forderte, irgend einer Partei anzugehören, den Aristokraten oder Demokraten; das unentschiedene Schwanken, die Gleichgültigkeit, hielt er für staatsgefährlich. Und ein noch Größerer, der es nicht für seinen Beruf hielt, sich in weltliche Händel zu mischen, Christus, hat doch gesagt: „Des Himmels Gestalt könnt Ihr beurtheilen, könnt Ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?“ Nun denn, in solchen Fragen zeige das Weib, daß sie dem Gatten ebenbürtig ist und, wenn sie auch nicht die feinen Nuancirungen der Parteien zu verstehen braucht, doch ein Verständniß hat von den Zeichen der Zeit, von der Wichtigkeit der Dinge, um die es sich handelt!

Wie hat z. B. das Urbild aller deutschen Frauen, die edle Königin Luise, die Freuden und Leiden ihres Volkes mitgetragen in fürsorgendem Herzen; wie hat sie manchen guten Rath erteilt, selbst in den staatsmännischen Fragen! Würde es doch für erprießlich gehalten, daß sie mit Napoleon eine Unterredung habe, um die harten Friedensbedingungen etwas zu mildern! Und wenn nun auch eine einfache Hausmutter sich mit einer Landesmutter nicht messen kann, so hat doch auch sie Würde und Einfluß genug, um etwas zu erreichen. Gerade wenn sie eingehet auf die Fragen und Gedanken, die den Mann beschäftigen, wird sie auch bei ihm das Recht gewinnen, mitzusprechen; ich meine, dann kann sie ihn belästigen, wo er zu heftig, zu feindselig sich äußert. O, ich glaube, die Parteikämpfe würden viel von ihrer Bitterkeit verlieren, wenn jede Hausfrau mit feinem Tacte ihren Einfluß auf den in's politische Leben gestellten Mann ausübe.

So ist es zunächst ein mehr hemmender und zügelnder Einfluß, welchen die Frau auf die Politik haben kann, ähnlich dem, welchen wir etwa dem geistlichen Stande einräumen. Auch da mögen wir in der Regel nicht ein actives Hervortreten in der Politik, sondern mehr Ausgleichung der Gegensätze und Erweckung der Vaterlandsliebe. Aber kann hier nicht die Mutter reichen Segen stiften bei der Erziehung ihrer Kinder? Möchte sie dieselben nicht bloß zur Ordnung und zum Fleiß in den kleinen Dingen des Lebens anhalten, nicht bloß ihren Unarten wehren und ihr Gemüth bilden, nicht bloß sie für's Haus erziehen, sondern auch die Liebe und Begeisterung für Fürst und Vaterland ihnen in's junge Herz gießen, — den Knaben zumal, doch auch den Mädchen! Möchte sie nicht bloß mit ihnen reden über Benehmen in Gesellschaft, über Kleidung und Kochen, sondern ihr Herz weit machen, ihr Auge öffnen für die Welt draußen, daß sie ein Interesse gewinnen für das, was außerhalb ihres Dorfes, ihrer Stadt liegt. Dazu hat die Mutter, weil sie mehr mit den Kindern zusammenlebt, als der Vater, viel mehr Gelegenheit, als dieser. Und eben die Vaterlandsliebe ist doch die rechte Grundlage für alle Politik; dann wird diese dermaleinst nicht aus parteischem oder persönlichem Gesichtspunkte getrieben, sondern eben aus tiefster Begeisterung für das Wohl des Volkes, und die Feindschaften müssen sich auflösen.

Wie hochherzig sind doch die Worte, mit welchen die Königin Luise ihre Söhne, den elfjährigen Prinzen Friedrich und den zehnjährigen Wilhelm, den jetzigen Kaiser, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena ermahnte: „Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder. Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden bei Fehrbellin rächte. Lasset Euch nicht von der Entartung des Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und Helden, würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich. Kommt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebengten Staat nicht wieder aufzurichten, so sucht den Tod, wie Louis Ferdinand ihn gesucht hat!“ Das sind Worte, die uns an die spartanische Mutter erinnern, Worte, die Gottlob! nicht vergeblich geblieben sind.

Aber vergessen wir nicht, daß wiederum die rechte Grundlage der Vaterlandsliebe nicht ein natürliches Nationalgefühl, die Zuneigung zu dem gleichen Blut ist, sondern die Religiosität; sie allein, welche uns lehrt, Gott im Himmel als den höchsten König, der die Fürsten zu seinen Stellvertretern gesetzt hat, anzusehen, sie lehrt uns auch Ehrfurcht gegen die Obrigkeit; die Religion, welche uns treibt, alle Menschen, auch die Feinde, für Brüder zu halten, treibt uns auch, vor Allem für die eigenen Brüder einzutreten und Opfer für das eigene Vaterland zu bringen.

Und das Letztere kommt doch auch in der Politik vor, nicht bloß in Zeiten des Krieges, sondern auch des Friedens. Die Zeitungen, die Reichstags-Verhandlungen sind in unsern Tagen voll von Berichten über die Bestrebungen, den unglücklich situirten Volksklassen ein besseres Los zu schaffen, durch Kranken- und Unfall-Versicherungen u. s. w., und da werden von den Besitzenden manche Opfer gefordert. Wer aber wird bereit sein, solche Opfer gern zu bringen? Doch nur, wer ein menschenfreundliches, mitleidiges Herz hat! Und auch die vielen christlichen und humanen Unternehmungen, die Kranken- und Rettungshäuser, die Jünglings- und Jungfrauen-Bereine, die Kleinkinderschulen u. s. w., sind sie nicht von dem weittragendsten Einflusse auf den socialen Frieden und also auf die Gesundheit unseres Volkes an Leib und Seele? Das ist eine Politik, wobei das weibliche Geschlecht thätig Hand anlegen kann und bereits Hand anlegt. Aber schon im Hause kann es die Jugend mit warmer Begeisterung für dieses große Ziel erfüllen, daß sie ihre Altersgenossen aus geringeren Ständen und in ärmlischerem Kleide, die vielleicht mit den wohlhabenderen Kindern auf derselben Schulbank sitzen, nicht mit Hochmuth, sondern mit brüderlicher Liebe ansieht, daß sie nicht durch Luxus und große Ansprüche ihren Neid herausfordert. „Ich sah,“ sagte Pfarrer Schloffer auf dem Magdeburger Kirchentage 1878, „ich sah das Kind des uralten Grafenhauses; die Mutter, einem Fürstenhaus entsprossen, hatte ihm etwas zur Stärkung in die Botanik-Wäsche gepackt, nachdem es die Tasse Milch mit einer Semmel als einziges Frühstück genommen. Als der Knabe, stundenweit im Gebirge gewandert, im schlichten Wirthshaus ausruht, zieht er seinen Mundvorrath heraus, ein Stück Brod und ein halbes Duzend Birnen. Ich weiß, was das bei dem damals sehr

verheßten Bauernvolk wirkte, als es den vornehmen, jungen Herrn so einfach sah. Und ich sah auf der Promenade unserer Stadt die gepuderten Kesschen um elf Uhr Vormittags ihre Semmeln mit Schinken und Braten hervorziehen, und den Arbeiter, der sechs Stunden bereits im feuchten Schmutz des Kanals gearbeitet, auf der Bank der Promenade sein Käsebrod verzehren und einen Fluch ausstoßen über das reiche Volk.“

Schon durch den ganzen Ton, der in ihrem Hause herrscht, kann die Hausfrau durch freundliche Behandlung der Diensthoten und Rücksicht auf ihr wahres Wohl, — bei aller Strenge in der Arbeit, — sehr viel dazu beitragen, daß die sociale Frage von ihrer Schärfe verliert, daß diese zukünftigen Ehefrauen und Mütter von Arbeitern nicht einen Groll gegen die „Herrschenden“ mitnehmen in ihren Hausstand, sondern eine dankbare, ehrfurchtsvolle Gesinnung gegen sie bewahren.

### Die Ovation der Münchener Künstlerschaft für den Prinz-Regenten Luitpold von Baiern.

Siehe das Bild von Carl Ridelst, Seite 44.

Den Dank für die lebhafteste Theilnahme, welche der Prinz-Regent Luitpold von Baiern der Kunst zuwendet, statten deren Jünger zu München dem erlauchten Fürsten in einer glänzenden Ovation ab. Die Mitglieder jener Corporationen, — der Münchener Künstlerschaft, der Akademie der bildenden Künste und des bairischen Kunstgewerbe-Bereins, — deren Protectorat der Prinz-Regent selbst übernommen, vereinigten sich am Abend des 5. Januar zu einem Fadelzuge, wie ihn großartiger die Hauptstadt wohl nie gesehen hat.

Der festliche Zug, an dem sich über tausend Fadelträger nebst sechs Musikcorps der Münchener Garnison beteiligten, nahm seinen Ausgang von der Akademie der bildenden Künste und bewegte sich durch die Ludwigsstraße über den Odeons-Platz, durch die Theatiner- und Bernsa-Straße auf den in strahlendem Glanze prangenden Max-Joseph-Platz. Die Fassade des Hoftheaters zeigte sich in elektrischer Beleuchtung, und das erste Stockwerk der königlichen Residenz, — jene Räume, die einst König Max II., der edle Förderer der Kunst, bewohnt hatte, — beleuchteten Gas-Lustres. Von hier aus sah der Prinz-Regent nebst allen in der Hauptstadt weilenden Mitgliedern des bairischen Königshauses dem Schauspiel zu.

Der Kunstgewerbe-Berein eröffnete den Zug, dessen Spitze herrliche Führer und zwei berittene Musikcorps bildeten. Ihnen folgten vierundzwanzig Schüler der Kunstgewerbeschule mit Wachsfadeln und zwölf Schüler mit Kränzen, nebst einer Gruppe von Fahnenträgern, und hieran schloß sich das Gros der Fadelträger aus dem Kunstgewerbe-Berein, in der Mitte ein Wagen mit dem Vorstande des letzteren, sowie eine größere Anzahl Träger von Fahnen und Emblemen. Infanterie-Musik schritt der zweiten Abtheilung, den Studirenden der Akademie der bildenden Künste, voran Standarten-Träger und Reiter begleiteten den Wagen des Lehrkörpers derselben. Die dritte Abtheilung bildete die Künstlerschaft, in deren Reihen die Fadelträger abwechselten mit Banner- und Kranzträgern, Paukenschlägern und Fanfarenbläsern zu Pferde. Der Glanzpunkt des ganzen Zuges war der nach Art des römischen Triumphwagens erbaute Festwagen. Das hochaufgebauete, reichvergoldete, von vier brennenden Kandelabern flankirte Gefährt wurde von sechs reich geschirrten Rossen gezogen. Auf dem Wagen thronten vier Siegesgöttinnen (von vier jungen Akademikern dargestellt), aus deren Mitte ein prächtiges Gewinde von Lorbeer und Palmen auftrug, aus welchem in transparenter Schrift die Worte: „Luitpoldus Artium Protector“ (Luitpold, der Künste Schirmherr) hervorleuchteten. Die Fanfarenbläser und Fadelträger, welche den Wagen umringten, trugen römische Tracht, die weiße Toga, und einen goldenen Kranz auf dem Haupte. Während des ganzen Zuges flammte auf dem Festwagen bengalisches Licht auf, mit magischem Glanze das wirkungsreiche Bild überziehend.

Gegen sieben Uhr traf der Zug vor der königlichen Residenz ein und nahm vor derselben seine Aufstellung. Die Deputationen begaben sich zu dem Prinz-Regenten, an welchen der Maler Eugen Stieler die folgende Ansprache hielt: „Allerdurchlauchtigster Prinz und Regent! Unserem Schirmherrn zu huldigen, sind wir gekommen; Kunst und Kunstgewerbe bringen heute begeistert Eurer königlichen Hoheit ihren ehrfurchtsvollsten Dank dar. In unserer Zeit, da ernste, gewaltige Aufgaben den Staat und das öffentliche Leben beherrschen, hat ideales Streben und Schaffen in Eurer königlichen Hoheit seinen Hort gefunden. In vollem Bewußtsein dessen, daß wir allezeit zu Eurer königlichen Hoheit, als unserem Protector, aufblicken dürfen, sehen wir vertrauensvoll und hoffnungsfreudig in die Zukunft, denn unter Eurer königlichen Hoheit mächtigem Schutze werden München's und Baierns Kunst und Kunstgewerbe glänzend erblühen, unserem geliebten Vaterlande zu Ehr' und Frommen, — das walte Gott!“ An dieser Stelle wurde der Redner unterbrochen durch die von draußen hereinschallenden Hochrufe der Menge. Nachdem dieselben verhallt waren, fuhr er fort: „Mögen Eure königliche Hoheit in dem begeisterten Jubel, der tausendstimmig jetzt erbraust, den Ausdruck unaussprechlicher Liebe und Dankbarkeit erblicken, die wir Alle Eurer königlichen Hoheit, unserem erhabenen Protector, aus volstem Herzen entgegenbringen. Gott schütze Eure königliche Hoheit!“

Mit warmen, huldvollen Worten sprach der Prinz-Regent seinen Dank aus, indessen dranhin die Musikcorps von den Fanfaren, mit welchen sie die Hochrufe begleitet hatten, in fröhliche Weisen übergegangen waren. Der Zug wendete sich hierauf zur Kaserne des Infanterie-Leibregimentes, in deren Hofe die Fadeln zusammengeworfen wurden. R. S.

Nachdruck verboten.

### Kunstgewerbliches.

Serbische Haus-Industrie. — Es ist immer gut, von Zeit zu Zeit auf das Kapitel von der nationalen Haus-Industrie zurückzukommen und darauf hinzuweisen, welche Quelle guter und richtiger Vorbilder darin unserer nach neuen Motiven begierigen Zeit geboten wird. Aber nicht bloß das; es gilt auch, diese Quelle uns und sich selber zu erhalten,

sie vor den Gefahren zu schützen, welche sie bedrohen, sie vor Verfälschung zu hüten und den Untergang von ihr abzuwehren. Denn nicht nur dringt die europäische Fabrication in sie hinein, durchzieht sie mit ebenso unechten, haltlosen wie falschen Farben, sondern macht für jedes Haus, für jede Hütte den Erwerb billiger Waare für jedes Haus, für jede Hütte die nationale Hausarbeit vor jener erlöschend. Wie vieler Orten ist sie bereits völlig zu Grunde gegangen! Wo sind z. B. in Wäähren die Bäuerinnen, welche die wunderbaren und kunstreichen Stidereien verfertigten, die wir heute tief aus den Koffern der Alten oder selbst aus den Gräbern hervorholen? Man muß immer weiter ostwärts und südwärts gehen, die Donau hinab, in den Balkan, nach Dalmatien und Bosnien, um auf solche unerbittliche Arbeit zu stoßen; und auch hier begegnet man überall den Anilin-Farben, wie einer verderblich bringenden Phylloxera.

Wenn ich heute diesen Gegenstand wieder in die Erinnerung bringe, so bietet mir die Veranlassung dazu eine Ausstellung der serbischen Haus-Industrie, welche vor Kurzem im österreichischen Museum zu Wien, in Verbindung mit der jährlich wiederkehrenden Weihnachts-Ausstellung, stattgefunden hat. Die Regierung des Königreiches Serbien hatte die Sache eingeleitet und die Gegenstände dieser Ausstellung gesendet. Man ist in Serbien bemüht, die nationale Arbeit ebenso wohl vor dem Untergange zu bewahren, — die Königin Katalie steht an der Spitze dieser Bestrebungen, — als auch sozusagen sie exportfähig zu machen, ihr durch moderne Verwendung und erweiterten Absatz neues Leben einzulösen.

Was gesendet worden, füllte im österreichischen Museum reichlich den großen Vorles-Saal. Den Gegenständen nach gehörte überwiegend das Reich der textilen Kunst an und ist als solche Frauenarbeit. Daneben erwehten noch Arbeiten in Silber und Gold unser Interesse. Rückblick auf den Raum, der zur Verfügung stand, wie auf den Transport hatten die Sendung anderer Arbeiten, die wir gern kennen gelernt hätten, z. B. von Töpfereien, verhindert.

Unter allen Umständen ist aber in diesen südlichen Donauländern die textile Kunst immer das Reichste und Interessanteste; sie war daher auch in dieser serbischen Ausstellung durchaus vorherrschend. Dieselbe bot Teppiche, groß und klein, Gewebe für das Kostüm, sowie für den Hausgebrauch, Stidereien und viele Stoffe, bei denen das nationale Motiv bereits für andersartigen modernen Gebrauch verwendet worden. Dies gilt z. B. von den Schürzen der Frauen, deren meist türkisch-rother Grund eine in Gold eingewebte, rautenförmige Verzierung trägt, nur eine einzige, in sich wieder ornamentirte Nahte, mit einem Paar sternförmiger Verzierungen von gleicher Art daneben. Der Effect, rein erhalten, ist äußerst dankbar. Das Muster ist daher auch zu größeren Streifen verwendet, welche, obwohl sehr schmal, doch völlig geeignet sind, als Möbel-Überzüge, Behänge, Lambrequins u. s. w. zu dienen. Für diese moderne Anwendung, leider auch für die originale, variiren die Muster mannigfaltig in den Farben, was ja an sich nicht zu tadeln, zum Theil auch mit Glück geschehen ist, andererseits aber auch falschen Farben und unharmonischen Verbindungen den Einlaß gestattet hat. Hier ist ein Punkt, worauf diejenigen zu achten haben, welche sich um Erhaltung und Erweiterung dieser nationalen Arbeit bemühen.

Das Gleiche gilt von den Teppichen, obwohl sie reiner, originaler und besser sind, als diejenigen, welche diesseits der Donau in den serbischen Gegenden Oesterreichs von den Bäuerinnen gewebt werden. Diese letzteren Teppiche sind, mit Hilfe von vielem Weiß, von Violett, fuchsendem Grün u. s. w., meistens von einer so grell bunten Wirkung, daß wir sie in unserer Wohnung nicht ertragen können. Die Teppiche aus dem Königreich Serbien dagegen, deren Contraste, wenn auch ihre Wirkung durch den türkisch-rothen Grund eine sehr starke ist. Nur wenige der ausgestellten Teppiche, — es waren über vierzig, — hatten dunklen, und zwar schwarz-blauen Grund, mit rothen Ornamenten darauf, und diese sind für unsere moderne Wohnung die besten. Es gab in der Collection keine und große, letztere bis zur vollen Größe des Salons. Die Teppiche aus dem Königreich haben aber noch einen andern Vorzug; sie sind viel originaler in der Zeichnung des Ornamentes, ja, in dieser Beziehung überhaupt interessanter und lehrreicher. Diese Ornamentation hat nicht die scheinbare Willkür der orientalischen Teppiche; es sind Bäume, Ranken, Pflanzen, die sich, in parallelen Stämmen über die ganze Fläche aufwärts steigend, verbreiten, rechts und links kleine Aeste mit Blüthen absenden, auf deren Spitzen sich Vögel wiegen, während in den Zwischenräumen Insecten fliegen. Das Alles ist aber so, der Fabrication völlig entsprechend, in geraden Linien und Winkeln gezeichnet, so einfach stilisirt und jeglicher Natur-Nachahmung fern gehalten, daß man erst langsam zu dem Verständnis kommt, was eigentlich diese Ornamente bedeuten. Es ist echter und richtiger Teppich-Stil.

Leider ist auch dieser nicht überall rein erhalten. Auch auf manchen dieser Teppiche, insbesondere in den Bordüren, ist der moderne Einfluß mit seinen Farben und Ornamenten erkennbar, und wie verderblich er wirkt, das zeigt gerade die Zusammenstellung des Echtes und des Unechten, wie sie hier stattgefunden hat. Auch davor ist die Fabrication zu bewahren.

Weniger auffallend sind die Mißstände bei den muselinartigen Kleiderstoffen, die in ihrem milden Weiß mit Streifen von Gold, Silber oder farbiger Seide durchwebt sind. Wie reizend sie sich zur modernsten Damen-Toilette, zum duftigen Nöglig, wie zur Ball-Toilette oder zum Kostümfeste verwenden lassen, lehren einige Kostüme, nationale wie moderne, welche einen großen Anziehungspunkt der Ausstellung bildeten. Diese Stoffe waren in großer Auswahl vorhanden.

Die vierte Gruppe textiler Arbeiten bildeten die Stidereien, welche theils das Kostüm zu verzieren haben, theils Gegenstände der Wohnung sind, wie Handtücher, Tischdecken, Schutzdecken u. A. Mit unserer modernen Stiderei verglichen, erscheinen sie trotz der gleichen Ornamente von Blumen und Blüthen durchaus originell; sie sind es aber nicht, wenn man sie mit denen der andern, früher unter türkischer Herrschaft gewesenen Donauländer zusammenstellt. Man kann die Art, wie hier die Motive der Natur, oftmals höchst naiv, stilisirt werden, allgemein als die türkische bezeichnen. Die Damen der Harems arbeiten in gleicher Weise. Das Genre ändert sich erst, wenn man nach Kleinasien hinüber kommt, wo der persische Einfluß beginnt. Das, was aus dem Königreich Serbien ausgestellt war, zeichnet sich auch nicht durch Güte z. B. vor den bosnischen oder rumänischen Stidereien aus, im Gegentheil, es würde hinter denselben zurückgeblieben sein, wenn nicht die Königin Katalie aus ihrem eigenen Besitze eine große Anzahl älterer Stidereien mitgeschickt hätte, die bei Weitem alle neue Arbeit übertrafen. Diese neue Arbeit versucht es zuweilen, über ihre einfachen Motive hinauszugehen und Bäume, Gärten und Häuser darzustellen; hier scheitert sie freilich kläglich, zumal durch gänzliches Verfehlen der Perspective. So hübsch auch diese Veruche decorativ erscheinen, so sind sie doch als eine Verirrung zu bezeichnen.

Wie diese Stidereien, so läßt sich auch das Genre der Schmuckarbeiten, das ebenfalls durch die Theilnahme der Königin Katalie reichlich beschickt worden, im Allgemeinen als türkisch bezeichnen. Vorwiegend waren die Kettengehänge mit Münzen und Plättchen, welche Haar, Stirn, Hals und Brust verzieren. Es ist, als hier die Frau betrachtet, eine dankbare, in Wirklichkeit schmüde Art, die eben in dieser Weise an antiken Schmuck erinnert, so verschieden auch das Detail ist. Die allgemeinen Motive ließen sich sehr wohl für unseren Frauenschmuck verwenden; die moderne Goldschmiedekunst würde gut thun, sich derselben zu bemächtigen.

Das möchten wir aber nicht von einer anderen Art der Arbeiten in edlen Metallen behaupten, welche in der Stadt Nißa verfertigt werden. Es sind dies Filigran-Gegenstände in Gold und Silber. Filigran ist eine überaus reizende Verzierung für kleinere Schmuckgegenstände; wenn aber, wie hier bei den Nischer Arbeiten, Thee- und Kaffeegefäße, Speisegeräth, Schalen und Leuchter ganz damit überzogen werden, so ist des Guten zu viel geschehen. Alle diese Gegenstände sind unpractisch, unbrauchbar, reiner Luxus. Sie mögen im Einzelnen die Leistungsfähigkeit zeigen, werden aber nie dazu beitragen, diese Arbeiten populär oder verkäuflich zu machen. Man sieht, solche Ausstellungen geben überall zu denken, den Heimgewerken wie den Fremden, — Denjenigen, welchen die Erhaltung und Förderung der nationalen Arbeit am Herzen liegt, wie denen, die Lehre und Nutzen aus ihnen ziehen wollen.

Jakob von Falke.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wintermorgen.** Von R. Warthmüller. Siehe das Bild, Seite 40. — Gedenkt der barbenenden Vögel, der Mahnruf, den alljährlich die „Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften“ um die Winterzeit in die Welt sendet, bei dem gästlichen Hause, dessen junge Herrin wir vor uns sehen, ist er nicht nötig. Dem gedeberten Volke ist hier auch in den harten Tagen, da Schnee und Eis die Erde decken, da Garten, Park und Wald nur ein lazes Futter bieten, der Tisch reichlich gedeckt. Das wissen die Augen Gesellen auch gar wohl, und es braucht nur die Thür in den Angeln zu knarren, so flattern sie von ihren Beobachtungsposten auf den sahlen Zweigen herbei, um hastig das Mahl in Empfang zu nehmen. O, der Enttäuschung, wenn es nicht die bekannte Erscheinung, die liebliche junge Frau mit der Schüssel in der Hand oder den Broden und Bröckchen in der Schürze ist, sondern nur irgend ein anderes Menschenkind, das sich nicht den Deut um seine hungernen Mitgeschöpfe kümmert, oder gar der Hausherr, mit der fatalen Donnerbüchse über der Schulter, gefolgt von dem bösen Waldmann, der blaffend in die aus einander fliehende Schar hineinklärrt. Besonders des Morgens, wenn man so die ganze Nacht durchgefroren hat, ist solche Enttäuschung schrecklich; aber heute war sie nicht zu fürchten oder ist vielmehr bereits überstanden. Denn wer zuerst die Thür öffnete und das lauernde Volk in Aufruhr brachte, das war ja der Herr des Hauses, der mit der Büchse zu Holze ging, und in der Ferne hat man's ja auch richtig schon knallen hören; — und wenn nun wieder die Thür knarrt, dann muß sie es sein, die stets freundliche, reichlich streuende Wohlthäterin der Armen im Federkleide. Und sie ist es; und kaum werden sie ihrer gewahr, so flattern und hüpfen sie herbei, die Feldspatzen, Finken, Hänflinge, Amstel, Kammern, und wie sie alle heißen, die einen schon überdreißt, die anderen noch ein wenig zaghaft, je nach der Dauer, daß sie den herrlichen Futterplatz ausgekostet haben und mit der gütigen Pflegerin vertraut sind. Und wenn sie auch gierig über das Mahl herfallen, ohne erst ein „Schön' Dan!“ zu jippen, man soll sie deshalb nicht für undankbar halten. Denn im Winter werden auch die besten Sänger heiser; aber wenn erst wieder die lauen Lüfte wehen, die neuen Gräser sprießen und die Blattknospen an den Bäumen schwellen, dann zahlen sie ihre Schuld mit schallendem Lobgesang. (E. S.)

**Literarisches.** — Das große, bei Firmin Didot in Paris erscheinende Kostümwerk: *Le Costume historique* von R. A. Racinet liegt nunmehr im Wesentlichen vollendet vor. Die von dem Herausgeber versprochenen Nachträge: eine allgemeine Einleitung, ein Verikon der technischen Ausdrücke, einige die Uebersicht erleichternde Spezialtafeln und eine Anleitung zur Vertheilung der fünfzehntel Tafeln in chronologischer Reihenfolge auf sechs Bände, werden in möglichst kurzer Zeit geliefert werden. Mit diesem großartigen Werke ist eins der bedeutendsten buchhändlerischen Unternehmungen zum Abschluß gekommen; an Pracht und künstlerischem Geiste der Illustration dürfte es seines Gleichen nicht haben. Wir haben schon früher Gelegenheit genommen, das allmähliche Fortschreiten dieser dankenswerthen Arbeit commentirend zu begleiten. Auch die letzten drei Lieferungen stehen illustrativ auf der Höhe des bisher Erschienenen. Ueberall die besten und für den Zweck geeignetsten Originale reproducirend, geben sie dieselben sowohl in reich mit Gold und Silber ausgestatteten Farbendruck, wie in Grau in Grau, in Tuschmanier ausgeführten Tafeln wieder. Eine Uebersicht des in der achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Lieferung Gebotenen wird dadurch erschoerend, daß die willkürlich, je nach der Herbeischaffung des Materials zusammengestellten Blätter noch ihrer endgültigen Ordnung harren. Am reichsten vertreten sind das spätere Mittelalter, das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert, die beiden letzteren hauptsächlich durch zu Localen Gruppen vereinigte Volkstrachten.

Der die einzelnen Tafeln begleitende Text verzichtet der ganzen Anlage des Werkes gemäß auf eine zusammenhängende historische Entwicklung des Kostüms, der Wohnung und des Hausraths bei den einzelnen Nationen. Das Werk ist zunächst bestimmt, practischen Zwecken, wie sie Theater und bildende Künste verfolgen, zu dienen, und wendet sich daher vorwiegend an das Anschauungsvermögen, dem der Text durch sachgemäße Erläuterungen zu Hilfe kommt. Für das deutsche Bedürfnis ist hier stellenweise des Guten zu viel gethan, besonders nach der geographischen und ethnographischen Richtung hin. Größere Knappheit wäre um so mehr am Platze gewesen, als die Fülle des gesammelten Materials mit dem illustrativen Theile oft in nur losem Zusammenhange steht.

Der Preis des ganzen Werkes wird sich für die kleinere Ausgabe auf 240—300 Francs, für die größere Luxus-Ausgabe auf 500—600 Francs stellen; gegenüber dem Gebotenen erscheint er keineswegs übermäßig hochgegriffen.

Georg Malkowsky.

Memphis, die einst so blühende, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts n. Chr. schon im argen Verfall begriffene Hauptstadt Unter-Aegyptens, ist der Schauplatz des neuen Romanes von Georg Ebers: „Die Nilbraut“ (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, 3 Bde., M. 12). Die Herren des Landes sind die Araber, denen sich der byzantinische Statthalter, — „Mulanias“ lautet sein Titel, — freiwillig unterworfen hat. Er hat daran politisch Nug gehandelt, wenn Amr, der Feldherr des Khalifen Omar, ist ein milder, edel gesinnter Gebieter. Er räumt dem Mulanias eine Art selbständiger Regierung ein, läßt das Volk ungestört in der Ausübung seines christlichen Glaubens und kümmert sich nicht um die Streitigkeiten der beiden christlichen Secten, der Melchiten und Jakobiten. Diese Streitigkeiten bilden den Hintergrund der Erzählung. In Paula, einer reizenden Jakobitin die am Hofe seines Vaters erzogen wird, entbrennt Orion, der Sohn des Mulanias und voraussichtlich sein Nachfolger, in Liebe, und er sieht seine Reizung auch erwidert; aber durch einen leichtsinnigen Streich bringt er das Mädchen, wie auch sich selbst in höchste Gefahr. Zugleich begeht er die Thorheit, den Stellvertreter Amr's, den grausamen, habgierigen Obada, sich zum Feinde zu machen und eine ihm leidenschaftlich anhängende Jugendfreundin bitter zu kränken. Der brutale Obada will Orion's, die gekränkte Schöne Paula's Tod, und Beide scheinen in Amr's Abwesenheit ihre Absicht erreichen zu sollen. Es gelingt, in dem von Hungersnoth und Seuchen geplagten Volke die alte heidnische Anschauung von der „Nilbraut“ wieder wachzurufen, — wenn man dem Nil eine edle Jungfrau wieder, so beauftragt sich der Zorn des Stromgottes, und er befruchtet wieder die Felder, — und die eines schweren Verbrechens beschuldigte Paula wird zu diesem Opfer ausersehen. Schon hat sie die Barke zur schauerlichen Hochzeitsfahrt bestiegen, da bringt ihre Nebenbuhlerin, von Neue und Verzweiflung verzehrt, selbst das Opfer, und Paula ist gerettet. Auch Orion gelingt es, den Henterskrachten zu entschlipfen, und der zurückkehrende Amr wird beiden Liebenden ein gütiger Schlichter. Der böse Obada und eifrige andere schlechte Menschen erhalten den gebührenden Lohn ihrer Schandthaten.

So seltsam es klingen mag: die altägyptischen Dichtungen von Georg Ebers stehen uns stofflich viel näher, als dieser in christlicher Zeitrechnung spielende Roman. In jenen treten uns westhistorische Personen entgegen, und wenn auch der Khalif Omar eine solche ist, so bleibt er doch ganz im Hintergrunde; und vor Allem scheint uns in dem neuen Werke das Colorit der Zeit nicht entfernt so gut getroffen, wie in den älteren. Manche der Figuren nehmen sich aus wie kostümirte Personen der Gegenwart, so namentlich der galante Orion und die von ihm verführte Dame, deren Gegenstände in den modernen Salon-Romanen sich uns schwer nachweisen lassen. Natürlich aber fehlt es dem Werke nicht an poetischen Schönheiten, nicht an spannungsvoller Handlung, und somit wird den Verehrern des Autors auch die „Nilbraut“ im Kranze seiner ägyptischen Dichtungen hoch willkommen sein.

Eine Nachlese zu Alfred Meißner's gesammelten Werken bietet sich in zwei, unter dem Titel „Rosafit“ vereinigten Bänden dar (Berlin, Gebr. Paetel, M. 9). Diese Nachlese, herausgegeben von Robert Vyr, aber noch vom Verfasser selbst ausgewählt und größtentheils selbst zur Buch-Ausgabe vorbereitet, enthält im ersten Bande Gedichte, Novellen und Reisebilder, im zweiten „Literarische Streifzüge“. In den Gedichten findet sich manche Perle poetischer Schöpfung, in den Novellen manches Cabinetstück feinnigiger Composition; die Reisebilder und Streifzüge tragen größtentheils das Gepräge des Gelegenheits-Schaffens, aber die scharfe Beobachtung des Autors, sein guter Humor und sein warmes Herz sichern auch diesen Arbeiten einen bleibenden Werth.

**Serao.** — Die Märtyrer der Phantase. Roman von Mathilde Serao. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hulda Meißner. Jena, Costenoble, M. 6.

**Quida.** — Fürstin Kapsarine. Roman von Quida. 2 Bde. Jena, Costenoble, M. 8.

**Blum.** — Ballmoll und Duberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen von Hans Blum. Leipzig, Winter, M. 7.

**Europäische Wanderbilder.** — Nr. 99, 100, 101, 102. Wallis und Chamouni. III. Heft. Die Bildertafeln. Von H. D. Wolf. Mit 26 Illustrationen und einer Karte. Jülich, Orell Köhler u. Cie. M. 2.

**Friedmann.** — Aus Höhen und Tiefen (Gedichte und Prosa) von Alfred Friedmann. Der Stadt Wien gewidmet. Mit dem Bilde des Verfassers. München, Bruns, M. 3, 75.

**Peterion.** — Frau Lora's Wegweiser in Deutschlands Klüde und Haus für junge Mädchen aller Stände. Leipzig, Peterion, Geb. M. 1, 50.

**Schwiger-Verdenfeld.** — Aus unseren Sommerfrischen. Ein Skizzenbuch von Amand Freiderer von Schwiger-Verdenfeld. Mit 12 Illustrationen von J. J. Kirchner. Wien, Hartleben, M. 6.

**Zangemann.** — Philosophie und Poesie. Sonettentranze von W. Zangemann. Leipzig, Bader, Geb. M. 5.

**Fisch-Koch-Buch** des Fischerei-Vereins für den Kreis Norden. Norden, Brauns, 25 Pf.

**Godin.** — Fahr wohl! Erzählung von Amélie Godin. München, Richter u. Kappeler, M. 3.

**Buhle.** — Allgemeine deutsche Satorzung, bearbeitet von R. Vahle und angenommen vom ersten deutschen Stat-Gesang in Altburg. Leipzig, Thomae, 50 Pf.

**Berner.** — Aderslag. Erzählung von Elisabeth Berner. München, Richter u. Kappeler, M. 3, 50.

**Hartmann.** — Wildbad. Von Professor Dr. Julius Hartmann. Mit 36 Illustrationen von F. Bergen, H. Dietl, A. Langhammer, F. Niele, F. Stollenberg, O. Strißel u. K. Reßl 2 Karten und 1 Plan. Stuttgart, Benz u. Co. M. 1, 50.

**Michaëlis.** — Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenwärtigen Beziehungen. In 85 Grundregeln nebst Tagesdiät von Dr. med. Michaëlis. Die Pflege des erkrankten Magens. Theil III. Für Ärzte und Laien. Berlin, Zimmer, M. 2.

**Daniel.** — Illustriertes kleineres Handbuch der Geographie von Dr. Hermann Adalbert Daniel. 2. verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. W. Volkshamer. Mit circa 500 Illustrationen und Karten im Text. Fig. 1 u. 2. Leipzig, Fues, Jede Fig. 50 Pfge.

**Groffe.** — Mimosen. Drei Theater-Novellen von Julius Groffe. Inhalt: Aelma, Dorarädchen. Der Dichter wider Willen. München, Callwey, M. 5.

**Müller-Portius.** — Zwei Weissenbinder. Eine Erzählung für junge Mädchen von Adelaide Müller-Portius. Hannover, Meyer, Geb. M. 2.

**Sohn.** — Aus dem Reiche der Karpaten. Ungarische Landeskunde, Sitten-, Literatur- und Kulturbilder. Von Dr. Adolph Sohn. Stuttgart, Göschen, M. 4.

**Wartenburg.** — Wann Frauen alt werden? Novelle von Karl Wartenburg. Berlin, Ed. Hofmann, M. 3.

**Taubert.** — Simlon. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Ed. Hofmann, M. 1, 50.

**Altona.** — Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte für Große von S. Altona. Annaberg, Groningen, M. 1, 50.

**Bojanowski.** — Feldblumen. Gedichte von Julius Bojanowski. Mit Blüthenabbildungen in Farbendruck von Olga Behm, Wolfenbüttel, Zeyher, M. 2.

**Thaler.** — Verse von Venel Thaler. Leipzig, Wolf, M. 2.

**Büttner.** — Dredhiteilosen. Gedichte von Franz Büttner. Mit Illustrationen von Paul Thummann. Leipzig, Wolf, M. 1, 50.

**Fischer.** — Genrebilder aus dem Seelenden von F. Fischer. 3. Auflage. München, Callwey, M. 3.

**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge, 211. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern). — Griechische Frau aus Bethlehäm. — Das Kostüm der bethlehämischen Frauen zeichnet sich durch Farbenreichtum aus. Der Haupttheil desselben ist der lange, faltige Rock mit auffallend weiten, bis zum Knie hinabhängenden Ärmeln, der um die Taille mit einer Schärpe festgelegt ist. Er ist bei den Reicherinnen aus einem buntgestreiften Seiden- oder Wollstoffe, bei den Armerinnen aus blauem Baumwollstoffe gefertigt und vorn durch einen roten oder blauen Brust-Einsatz verziert. Ueber diesem Rocke wird oft noch eine Jade getragen. Der Kopf ist umhüllt mit einem wollenen, an dem unteren Rande mit Franzen versehenen Tuche, welches zugleich als Schleier dient. Unter demselben befindet sich der den bethlehämischen Frauen eigenthümliche, verschieden geformte Kopf-Kussag (Schatneh), der bei verheirateten Frauen thurmähnlich geformt, bei Mädchen niedriger und gewöhnlich mit silbernen und goldenen Münzen oder mit Korallen verziert ist.

# Aus der Frauenwelt.

**Stuttgart.** — Eine edle Wohlthäterin der Bedrängten und Nothleidenden ist mit der Prinzessin Marie von Württemberg aus dem Leben geschieden. Am 30. October 1816 als Tochter des Königs Wilhelm und der Königin Katharina geboren, war sie die ältere Schwester des regierenden Königs Karl von Württemberg. Nachdem sie mehrfach fürklische Bewerber um ihre Hand abgewiesen hatte, — auch Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser der Franzosen, besand sich unter ihnen, — vermählte sie sich 1840 mit dem Grafen Alfred von Reipberg, einem Sohne jenes Grafen Adam Adalbert von Reipberg, der in zweiter Ehe die Kaiserin Marie Luise, Witwe Napoleons I., geheiratet hatte. Die Ehe der Prinzessin Marie war zwölf Jahre lang eine höchst glückliche, da erlitt ihr Gemahl auf der Gemahlsjagd in Vorarlberg einen Unfall, an dessen Folgen er langsam dahinsiechte. Am 16. November 1865 Witwe geworden, zog sich die Prinzessin vom öffentlichen Leben zurück, um sich hauptsächlich den Werken der Wohlthätigkeit zu widmen; der Kunst und der Literatur bewachte sie indessen reges Interesse. Besonders hatte sich ihres Schutzes Friedrich Wilhelm Hochländer zu erfreuen, an dessen fröhlicher Laune die vielgeprüfte Frau sich gern aufrichtete. In dem „Roman meines Lebens“ erzählt der Dichter, daß er die Damen von hohem Range, die sich in seinen Schriften so liebenswürdig und dabei doch so recht vornehm ausnehmen, nach dem Vorbilde der Prinzessin geschildert habe.

**München.** — Die Königin-Mutter Marie, Großmutterin des 1827 von der Königin Theresie (Gemahlin des Königs Ludwig I.) gestifteten Theresien-Ordens, verließ der Fürstin Bischoffsheim die Insignien als Ehrenname dieses Ordens.

Der Portrait-Malerin Helene Mühlthaler war seitens des Erzherzogs Victor von Oesterreich der ehrenvolle Auftrag geworden, das jüngste Söhnlein des Prinzen und der Prinzessin Leopold von Baiern (Erzherzogin Gisela von Oesterreich), den Prinzen Konrad, in Pastell zu malen. Der Erzherzog hatte das Portrait als Weihnachtsgeschenk für den Großvater des Kleinen, den Kaiser Franz Joseph, bestimmt.

Die jüngst in Augsburg verstorbene Gräfin Stephanie Guise Du-Ponteil, geborene von Fröhlich, vermachte den größten Theil ihres Vermögens an Wohlthätigkeits-Anstalten. Die verschiedenen Legate sollen eine Million Mark betragen.

**Wien.** — Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich gedachte am 1. Februar eine Reise nach Irland anzutreten und dort sechs bis acht Wochen zu verweilen. Der selbständige Reit-Marschall der Kaiserin ist, da die Kertze den Reitsport für die hohe Frau nicht mehr zuträglich gefunden haben, aufgelöst worden. Die zwei elegantesten Reitpferde, die nicht bloß sichere Springer, sondern auch Reiter in der hohen Schule sind, wurden der Prinzessin Leopold von Baiern (Erzherzogin Gisela), die sich zur vollendeten Reiterin ausgebildet hat, zum Geschenk gemacht; zwei andere, die speziell durch ihre Ausdauer hinter der Meute glänzen, erhielt Fürst Liechtenstein; wieder zwei andere werden nach einem langen, ruhmreichen Leben bis an ihren Tod das Gnadenbrod erhalten, und die übrigen acht Pferde sind theils an das Kladruber Gestüt, theils an den Hof-Marschall abgegeben worden.

Das Liquidations-Verfahren im Concurs der Fürstin Hippolyanti, geborenen Baronin Sina, geht seinem Ende entgegen. Die Gläubiger werden von ihren angemeldeten Forderungen, etwa einer Million und achthundertfünfzigtausend Gulden, höchstens vier Procent erhalten. Uebrigens sind bei den Passiven die ungescheuerten, vom verstorbenen Fürsten Hippolyanti hinterlassenen Wechselschulden nicht mitgerechnet; jene repräsentiren vielmehr lediglich die Schulden der Fürstin allein.

**Genf.** — In dem Orte Chêne bei Genf verchied die Gräfin Mathilde Szymanowska, geborene Fürstin Poniatowska. Sie war der letzte Spröß des polnischen Adelsgeschlechtes der Poniatowski, das in Stanislaus II. August Polen seinen letzten König gegeben hat.

**Paris.** — Mit großem Gepränge erfolgte in der Kirche Sainte Clotilde die Vermählung des Fräulein Marie de Mac Mahon, Tochter des früheren Präsidenten der Republik, mit dem Grafen Charles de Piennes. Der vornehme Adel und die hohen militärischen Kreise waren durch zahlreiche Mitglieder bei dieser Feier vertreten. Der Vater des Bräutigams, Marquis de Piennes, war einstmalig Stallmeister der Kaiserin Eugenie. Er ist reich begütert in der Normandie und in Ungarn und gehört dem Verwaltungsrathe der serbischen Eisenbahnen an. Die Familie Mac Mahon, die ihr Geschlecht von den alten irischen Königen ableitet, wurde 1690 als „Jakobiten“ aus Irland ausgewiesen und siedelte sich in Burgund an. Der Marschall Mac Mahon war das sechzehnte Kind des Marquis Mac Mahon aus seiner Ehe mit Mademoiselle de Caraman. Der Kaiser von Rußland, die Könige von Italien und Portugal und der Sultan übersendeten dem Marschall Glückwünsche für die Vermählung seiner Tochter. — Eine andere vornehme Hochzeit vereinigte zahlreiche Vertreter des hohen belgischen und französischen Adels in der Madeleine-Kirche. Hier reichte die Prinzessin Diana von Brissac, Tochter der Vicomtesse Tröbern aus ihrer ersten Ehe mit dem 1870 während des Feldzuges verstorbenen Herzog von Brissac, dem Prinzen Ernst von Sigmund die Hand. Die Mutter der jetzigen Prinzessin von Sigmund ist eine geborene Say, Tochter des verstorbenen reichen Zucker-Fabrikanten.

Bei einer öffentlichen Versteigerung gelangte eine Lode der Kaiserin Eugenie zum Verkauf, die diese bei ihrer Ver-

mählung mit Napoleon III. einer vornehmen Dame geschenkt hatte. Die Lode kam für nur zwei Francs in den Besitz eines Friseurs. — Ganz andere Preise wurden erzielt bei einer Versteigerung in einem Landhause zu Paris bei Paris, das einstmalig der berühmten Tänzerin Madame Guimard, der Prima-Ballerina der Pariser Oper vor Ausbruch der großen Revolution, gehört hatte. Das Haus, das heute als Mairie dient, besaß einen Schatz in seinem kostbaren, im prächtigsten Rococo ausgeführten Tafelwert, sowie in einigen anderen Reliquien aus der prunkvollen Zeit Ludwigs XV. Das Tafelwert aus dem eigentlichen Salon der Madame Guimard, in welchem einstmalig getanzt und musiciert und kleine Stücke aufgeführt wurden, erzielte einen Preis von 14,300 Francs; für eine gemalte Tapete wurden 3500 und für einen geschmückten Spiegelstich 2200 Francs gezahlt. Ein Thürklopfer aus Goldbronze, eine Hand darstellend, zu welcher die Rechte der Madame Guimard als Modell gebildet hatte, kam auf 277 Francs zu stehen.

Die Association des Dames Francaises, welche sich in Friedenszeiten die Vinderung von Nothständen aller Art, in Kriegszeiten die Pflege verwundeter französischer Soldaten zur Aufgabe macht, hielt lektin unter dem Vorhabe der Gräfin Foucher de Carell ihre Generalversammlung. In derselben gelangte ein Brief des Generals Boulanger zur Verlesung, worin derselbe anzeigt, daß auf seinen Vorschlag der Präsident Grövy angeordnet habe, daß der Verein fortan der militärischen Organisation beizurechnen sei. In dem Berichte über die Thätigkeit des Vereines im vergangenen Jahre wurden drei Damen mit Auszeichnung genannt: Gräfin Ehrmann, Gräfin Lorgoffe und Gräfin Marius Chancel.

Eine ernste Warnung für deutsche Lehrerinnen und Erzieherinnen, die in Frankreich Gelegenheit zur Ausübung ihres Berufes suchen, enthielt lektin das „Journal officiel“. Nach den amtlich beglaubigten Mittheilungen dieses Blattes giebt es gegenwärtig in Paris 4174 mit guten Zeugnissen und Diplomen versehene weibliche und 1506 ebenso ausgerüstete männliche, in der Provinz 8567 weibliche und 4922 männliche, in ganz Frankreich also 12,741 weibliche und 6428 männliche, zusammen 19,169 Lehramts-Candidaten, die auf eine Anstellung in öffentlichen Schulen warten. Paris hat jährlich ungefähr hundertzwanzig, das ganze Land höchstens sechshundert Stellen zu vergeben; man sieht also, daß die schon heute vorhandenen Bewerber mindestens zehn Jahre lang warten müssen, um alle befriedigt zu werden. Dabei berücksichtigt die Statistik des Amtes-blattes naturgemäß bloß diejenigen geprüften Personen, welche sich thätlich um ein Schulamt beworben haben. Außer ihnen giebt es ohne Zweifel noch Tausende, die ebenfalls die Fähigkeit für eine Anstellung besitzen, es jedoch bisher unterlassen haben, eine solche in aller Form zu verlangen, weil sie wissen, daß ein derartiger Schritt zur Zeit aussichtslos ist. Wenn in Frankreich schon ein so großer Ueberfluß an einheimischen Lehrern und Lehrerinnen vorhanden ist, um wie viel ungünstiger sind die Aussichten für fremdländische Lehrkräfte!

**London.** — Ein Comité aus Damen der höchsten Stände erließ einen Aufruf, zum Regierungs-Jubiläum der Königin Victoria eine wohlthätige Stiftung als „Gesellschaft der englischen Frauen des Vereinigten Königreiches“ zu begründen. Die Frauen aller Stände, Religionen und Parteien werden aufgefordert, zu dieser Stiftung Beiträge zu spenden, und zwar soll der niedrigste Beitrag ein Penny, der höchste fünf Pfund Sterling sein. Der Thems-Jacht-Club hat beschlossen, das Jubiläum durch eine internationale Regatta zu feiern, und als ersten Preis die Summe von tausend Pfund Sterling anzusetzen.

Bei einer vom Lord Hertford veranstalteten Fasanenjagd erlegte die Gräfin von Paris auf ihrem Standplatze siebzehn Stück. Die hohe Frau setzte durch die Sicherheit ihres Schusses die englischen Waidmänner nicht wenig in Erstaunen.

Das Mausoleum, welches die Kaiserin Eugenie in Farnborough-Dill für ihren verstorbenen Gemahl und ihren Sohn errichten läßt, soll zu Ostern vollendet sein. Das Mausoleum ist mit einer kleinen Kirche verbunden, die im Renaissance-Stil aus weißem Portland-Sandstein aufgeführt ist. Die Kirche hat keinen Thurm, auch keine Glocken und ist im Innern, abgesehen von einigen farbigen Glasfenstern, ohne Schmuck; auch entbehrt das Schiff der Sitze, und nur auf dem Chor befinden sich einige Sitze für die Kaiserin und ihr Gefolge. Ein halbrunder Raum hinter dem Hochaltar soll als Sanktuar dienen; von hier gelangt man in die Gruft, welche die Leichen Napoleons III. und des kaiserlichen Prinzen aufnehmen wird. Nach Westen zu erhebt sich ein Altar, zu dessen beiden Seiten die Sarkophage zur Aufnahme der Särge aufgestellt werden sollen. Rechts der aus rothem polirtem Granit angefertigte Sarkophag Napoleons, wie ein am Fuße angebrachtes silbernes Täfelchen anzeigt, ein Geschenk der Königin Victoria an die Kaiserin Eugenie; die Inschrift lautet: „Napoleon III. R. I. P.“ (Requiescat in pace, er ruhe in Frieden). Zur Linken des Altars wird sich der ebenfalls in rothem Granit aufgeführte Sarkophag des kaiserlichen Prinzen erheben, mit sehr ausführlicher Inschrift, die in französischer Sprache Namen, Geburts- und Todesjahr, sowie Tag und Art des Todes angeht. Kirche und Mausoleum werden der Obhut französischer Prämonstratenser, für welche in nächster Nähe ein schlichter Backsteinbau errichtet ist, anvertraut werden. Die Königin Victoria hat bereits jetzt angeordnet, daß die Ueberführung der Leichen aus der Kapelle zu Ghislehurst mit militärischen Ehren geschehen soll.

Bei der letzten Prüfung der Studirenden der Chirurgie in London erhielt unter achtundsiebzig Examinanden eine Dame, Miß Marie Kofiro, den ersten Preis.

In Liverpool besteht, englischen Blättern zufolge, eine freiwillige weibliche Feuerweh, deren Kommandeurin eine deutsche Erzieherin, Dresdenenerin von Geburt, ist. Eine glänzende Probe ihrer Thätigkeit soll diese Feuerweh jüngst bei dem Brande einer Cigaretten-Fabrik gegeben haben. Die Damen waren mit ihrer Spritze zuerst auf der Brandstelle, und als die männliche Feuerweh erschien, hatten sie die Gefahr bereits beseitigt. Die Kleidung dieser Feuerweh-Damen wird als zweckmäßig und geschmackvoll beschrieben: Bluse, dunkelblaue, weite Beinkleider, Schaffstiefel; dazu der bekannte Feuerweh-Helm.

**Rom.** — Die Damen der römischen Aristokratie verchristen dem Papste Leo XIII. zu Neujahr einen Teppich, an welchem sie fast dreiviertel Jahr gearbeitet haben. Zugelassen zur Theilnahme an der Arbeit wurden nur Standesgenossinnen, welche sich verpflichteten, für je fünfzig Stücke, die sie machen würden, eine Vita zu einem wohlthätigen Zwecke zu erlangen. Trozdem war die Theilnahme eine so große, daß eine bedeutende Anzahl von Weiberinnen zurückgewiesen werden mußte. Mehrere Damen hatten sich das Recht gesichert, größere Stücke arbeiten zu dürfen. Der Teppich, der eine bedeutende Ausdehnung besitzt, wurde dem Papste durch eine Deputation junger Mädchen überreicht.

Drei in der literarischen Welt Italiens wohlbekannte Damen, an ihrer Spitze Signora Fanny Zampini Salazaro,

haben die Herausgabe einer „Zeitschrift der weiblichen Interessen“ begonnen. Das Blatt bietet im Wesentlichen einen ähnlichen Inhalt, wie die deutschen Hausfrauen-Zeitungen, nur legt es sein Hauptgewicht auf die Förderung der weiblichen Erwerbsthätigkeit. Der Prospect sagt freimüthig: „Die Italienerin, welche sich nicht verheirathet und somit nicht der Mittelpunkt eines häuslichen Wirkungskreises wird, ist mit seltenen Ausnahmen höchst unglücklich, weil sie nicht in sich selbst jene Hülfsmittel trägt, welche die gebildeten Frauen in anderen Ländern besitzen.“

**Madrid.** — Die Königin Marie Christine ist an die Spitze eines Comité's getreten, das sich die Begründung eines Feiertags-Hauses für die Invaliden der Arbeit zur Aufgabe gestellt hat. — Von dem häuslichen Leben der hohen Frau entwirft ein Correspondent das folgende anziehende Bild: Die Königin empfängt die zur Audienz Kommenden in einem kleinen, traumlich möblirten Salon, der von den altspanischen Bruntmöbelen der übrigen Säle des dunkleren Palastes sich angenehm unterscheidet. Die Königin, in einfacher schwarzer Toilette, begrüßt die Angemeldeten, am Kamin sitzend, und schlägt sofort einen aufmunternd herzlichen Ton an. Sie spricht geläufig Spanisch, und ihre ganze Sprechweise zeichnet sich durch eine Innigkeit aus, die allerdings von der Steifheit des spanischen Hof-Ceremoniells absteht, aber um so angenehmer berührt, denn man sieht in ihr sofort weniger die Königin, als die Frau und liebevolle Mutter. Im Palaste nennt alle Welt Alfons XIII. den „König“ oder „Seine Majestät“; doch als der erwähnte Correspondent die Königin nach dem Befinden des „Königs“ fragte, rief sie mit innigster Herzlichkeit aus: „Das Kind?“ Der König, welchen seine Mutter den ihr sympathischen Besuchern gern zeigt, ist ein schöner, starker Knabe; von seiner Amme, einer kräftigen Frau, Namens Raymunda, wird er zärtlich gehegt. Er hat keine Gemächer neben denen seiner Mutter, die ihren Lieblingsplatz nicht aus den Augen läßt. Raymunda herrscht aber unbeschränkt in diesen Räumen, und sie legt sich in ihrem Gehaben und in ihrer Ausdrucksweise nur ungern Zwang an. Vor einiger Zeit wurde sie zur Königin berufen, welche den Knaben einem fremden Diplomaten zeigen wollte. Als sie mit dem Kinde bestand und des Befehls harrte, sich wieder zurückzuziehen, wurde die berbe Frau ungeduldig und plachte endlich mit der Frage heraus: „Darf ich den Suben schon zurücktragen?“ „Tragen Sie Seine Majestät wieder zurück,“ verfechte die Königin gemessen, blinzelte aber der Bäuerin mit gemüthlicher Vertraulichkeit zu.

**Stockholm.** — In Schweden mehrt sich die Zahl der Frauen, die in Handel und Gewerbe selbständig thätig sind. In Lund werden zwei Buchbinderläden von Frauen geleitet, und in einer großen Buchhandlung zu Stockholm, Hedin und Berlin, sind ausschließlich Frauen angestellt. Vielfach trifft man in Schweden Damen auch als Geschäftsfreisende für verschiedene Waaren, merkwürdigerweise auch für Cigarren.

An der Universität Lund giebt es gegenwärtig sechs weibliche Studenten, von denen drei Medicin, zwei Mathematik und eine neuere Sprachen studiren.

**Athen.** — Unter den Privat-Erziehungsanstalten in Griechenland nimmt den ersten Platz das von der Gesellschaft zur höheren Ausbildung der Frauen begründete Mädchen-Lyceum ein. Erst vor einigen Jahren in's Leben gerufen, zählt es heute gegen fünfzehnhundert Schülerinnen, die von sechshundertzehn Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Aus ganz Griechenland senden wohlthätige Eltern ihre Kinder in das Lyceum.

**Newyork.** — Mißref Cleveland, die Gemahlin des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und Mißref Whitney, die Gattin des nordamerikanischen Marine-Ministers, haben sich den strengen Tadel der Temperanz-Gesellschaft zugezogen. Bei einem Mahle, zu welchem Mißref Whitney eine größere Anzahl Damen, darunter auch die Gemahlin des Präsidenten, geladen hatte, verschmähten dieselben, wie in den Zeitungen zu lesen stand, nicht die zu den Speisen gereichten Weine und Liqueure. Dies erregte bei der Temperanz-Gesellschaft solchen Anstoß, daß sie an Mißref Cleveland eine Adresse richtete, in welcher dem Schmerz über das „böse Beispiel, welches von Damen in so hoher Stellung gegeben worden“ drastischer Ausdruck verliehen wird.

Die neueste Gründung des Damen-Sports in Newyork ist ein Spazier-Club. Die Damen machen täglich ihre Gänge, und zwar derart, daß eine Dame, — die Reihenfolge wechselt, — zu bestimmter Stunde von Hause aufbricht und sich zu dem nächsten, ihrer bereits harrenden Mitgliebegiebt. Beide gehen nun zum Hause des dritten Mitgliebes und so fort, bis die Schar vollständig ist. Der Club hat bereits so viele Mitglieder, daß seine Spaziergänge keinen Prozeßionen gleichen. Uebrigens dürfen jene bei keinem Wetter ausgeht, sondern bei besonders ungünstiger Witterung nur abgelagert werden.

Einen Vogelschuh-Bund haben die am Bader-Institut zu Brooklyn studirenden jungen Mädchen begründet. Von ihrer Toilette schließen sie allen Federichmuck aus, soweit er von den gefiedereten Bewohnern des Feldes und Waldes stammt. Die Verwendung von Federn des zahmen Geflügels, das ja doch nur für die Tafel heranwächst, ist gestattet. Wenn die jungen Damen sich bei Waids- und Landmännern erkundigen, würden sie erfahren, daß ihr wohlmeinender Schuß nicht für jeden „wilden“ Vogel angebracht ist. Es giebt gar schlimme Schädiger der Wildbahn und der Saaten, und mit den Federn dieser Räuber und Diebe kann man sich ohne Gewissensbedenken schmücken.

In verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten sind Frauen als Inspectorinnen über die Volksschulen größerer Districte angestellt. Die erste Dame, welche mit einem solchen Amte betraut wurde, Miß Sarah Starkweather in Chester County, Pennsylvania, ist lektin abermals auf drei Jahre zur Bezirks-Inspectorin erwählt worden.

Unter den christlichen Missionären am Congo befindet sich auch eine junge Negerin. Sie wurde von der amerikanischen Frauen-Mission der Presbyterianer für ihren Beruf ausgebildet und ist in demselben seit drei Jahren mit Eifer thätig.

**Tokio.** — Daß die Kaiserin von Japan am Hofe von Tokio die europäische Toilette eingeführt hat, ist schon früher berichtet worden. Wie aber neuerdings gemeldet wird, soll sich zu den Gala-Roben, den Hof- und Cour-Schleppen, die in reicher Fülle von deutschen Geschäftshäusern bezogen worden, auch ein entsprechendes Ceremoniell gesellen. Zu diesem Zwecke wurde Herr Otto von Mohl, früher deutscher Consul in Petersburg, nebst seiner Gemahlin nach Tokio berufen, um die Herren und Damen des Hofes in die Geheimnisse der preussischen Hof-Toilette einzuwöhnen. Herr und Frau von Mohl erhalten als „Hofmeister“ und „Hofmeisterin“ ein Gehalt von vierzigtausend Mark. Vor seinem Uebertritt in die diplomatische Laufbahn war Herr von Mohl Privat-Sekretär der Kaiserin Augusta, seine Gemahlin vor ihrer Verheirathung Hofdame der hohen Frau.

# Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Mode vom Februar 1787.



Nach einem Stiche von Duchamel aus dem „Magasin des Modes vom Februar 1787“.

Als Neuestes auf dem Gebiete der Hüte ist die Form Combina zu erwähnen, welche in Paris von den jungen Mädchen in Theater und Concert getragen wird. Diese Form hat den Vortheil, daß die über der Stirn hoch aufgeschlagene Krempe das Gesicht völlig frei läßt. Der ziemlich niedrige Kopf hat einen edigen Boden. Man fertigt diese Hüte aus Sammet, Filz oder Plüsch, doch sind die aus letzterem Stoff am schönsten. In Hellgrau, mit harmonisirenden Federn, vertreten sie die höchste Eleganz.

Ein Festkleid für kleinere Knaben, welche einer Hochzeit als diensthühende Pagen beizugehen sollen, bietet das hier veranschaulichte Kostüm. Dasselbe besteht aus Beinkleid und Jacke von königsblauem Sammet; die lange Weste aus schwedischem Leder ist mit gleichfarbiger Seide gestickt. Gelbliche Spitzen bilden Kragen und Manschetten. Ledergürtel mit Gold-Schnalle. Blaueidene Strümpfe, dazu Lackstiefel mit Schleifen und kleinen, goldenen Schnallen.



Aus der Menge hübscher, einfacher Gesellschafts-Toiletten für junge Mädchen wählen wir zwei, von denen die erste aus beigefarbenem Wolltreppe besteht. Der untere Rock ist plissirt, der obere mit einer genähten und mit einem Streifen dunklerer Seide unterlegten Spitze gerändert. Mit Seide gefütterte Spitze bildet auch das Jäckchen, während das plissirte Fichu aus derselben Wolle, wie der Rock, besteht. Zwei blaßblaue Repsbänder, die von den Schultern ausgehen, kreuzen sich über der Brust. Die zweite Toilette aus weißem Kaschmir ist mit rothem Sammetband garnirt. Die zierliche, fein plissirte Taille tritt unter den Rockbund.



Das erste der drei Kostüme, welche wohl geeignet sind, zu neuen Ideen für die Carneval-Saison anzuregen, ist das der Rosine aus dem Ballet „Sid“. Es besteht aus einem orangefarbenen Atlasrock mit Filet-Garnitur aus schwarzer Chenille, einem kurzschößigen

mit Chenille-Filet verzierten, blauen Atlas-Rieder und einem spanischen Jäckchen aus rothem, schwarz besetztem Plüsch. Spitzen-Mantille ganz mit Gold gestickt; blaue, seidene Strümpfe und mit Gold geschnürte, rothe Schuhe. — Dem Ballet „Die beiden Tauben“ ist das zweite Kostüm entnommen, welches sowohl von einem Herrn getragen werden kann; es stellt einen Böhmen in Nationaltracht dar. Auf das weite Beinkleid aus rothem Atlas fällt ein dunkelblauer, seidener Rock, den schmale, rothe Rihe und Goldtressen verziern. Der gestickte Gürtel besteht aus weißer, das Chemiset aus chamois Seide, die Mähe aus rothem Atlas. — Das dritte, äußerst kleidsame Kostüm soll die Weltsprache Bolapüt veranschaulichen. Der Rock, aus Streifen aller Farben zusammengesetzt, wird in seinem oberen Theile von einem ebenso vielfarbigen Seidennetz überspannt. Auf dem oberen Rande des aus loutre-braunem Sammet hergestellten Riederbürtels ist das Wort „Bolapüt“, auf maifarbenen Atlas gestickt. Chemiset aus blauer Surah, Aermel aus schräg gestreifter, verschiedenfarbiger Seide. Schwarze Handschuhe; schwarz, roth und gelbe Schuhe; rothe Coiffüre mit blauer Kigarette.



Zu der einfachen Ballfrisur wird die ganze Masse des Haares, von der Basis bis zu den Enden, zusammengezwunden und nach vorn über einem Diadem aus farbigen Steinen oder Jet, je nach der Farbe des Haares, festgesteckt. Was von der Länge übrig bleibt, nimmt man wieder nach hinten, wo ein Blumentau die Enden hinter dem linken Ohre befestigt.



Von den Nadeln, welche noch immer den Hauptzweck des Haares bilden, geben wir eine kleine Auswahl. Wappen und Krone der ersten Nadel sind in farbigen Email ausgeführt. Die zweite goldene Nadel ist mit schwarzen Perlen besetzt; den Halbmond aus glattem, dunklem Schildpatt verziern kleine Diamanten. Das vierte Modell ist eine Kamm-Nadel aus hellem, durchsichtigem Schildpatt. Blaues Email zeichnet die Bindungen der aus Alt-Silber gebildeten fünften Nadel; die sechste, aus Gold-Filigran in äußerst feiner Ausführung, ist bestimmt, in die gekräuselten Borderhaare gesteckt zu werden.

Der zierliche Phantasia-Muff, der eine elegante Promenaden-Toilette erst wahrhaft vollendet, besteht aus Felle in der Farbe des Kostüms und ist ganz und gar mit weißen Chantilly-Spitzen garnirt. Aus der Mitte derselben schaut ein Bouquet lebender Blumen, Veilchen oder Rosen, oder auch einfachen Blattwerkes heraus.



Bei dem verschwenderischen Luxus, welcher heutzutage in der Kleidung der Ammen herrscht, dürfte die Beschreibung eines echten Pariser Kostüms dieser Art nicht ohne Interesse für unsere Leserinnen sein. Kleid und Mantel bestehen aus mausgrauer Seidenpopeline und sind zweimal mit breitem rothem Sammetband besetzt. Die Schürze aus taubengrauer, rosa getönter Changeant-Seide umgeben echte Valenciennes-Spitzen. Schmetterlingshäubchen aus Valenciennes-Spitze mit rother Sammetkante, von zwei goldenen Nadeln befestigt. Nicht minder reich ist der Baby-Anzug. Musselin-Kleid mit Malines-Ginsägen über roher Seide; durchbrochen gestickte, weiße Ottoman-Pelerine, mit rosa Atlas gefüttert. Kleine Capote aus gezoogenem rosa Atlas, mit Malines-Spitzen garnirt.

Eine neue, sogenannte florentinische Kleider-Garnitur, deren reiches Muster besonders auf heller Seide wirk-



saft hervortritt, besteht aus feiner schwarzer Passemeterie und glimmerähnlichen Perlen. Mit der breiten Borte, welche rings um den Rocksaum gefügt wird, harmonirt die bekannte, im Rücken und vorn spitz zulaufende Garnitur der Taille. Einzelne Motive bilden Ähnel- und Aermelverzierung.

# Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Mittagessen für die feine Küche.

- I.
- Krebsuppe . . . . . Recept 1254.
  - Auflern in Aspik . . . . . Recept 1255.
  - Round of beef mit Gemüse-Garnitur . . . . . Recept 1256.
  - Forellen, blau getocht, mit frischer Butter, Butterbraten.
  - Carbi und Schoten à la Française.
  - Gefrorener Pudding à la Reffelrode . . . . . Recept 1257.
- II.
- Klare Suppe mit Pflücker-Touilles.
  - Hammelfrücken à la Bretonne . . . . . Recept 1258.
  - Seezungen en poupiettes . . . . . Recept 1259.
  - Gänseleber-Pastete . . . . . Recept 1260.
  - Birchhühner mit römischem Salat.
  - Stangenpargel.
  - Soufflé à la Vienne . . . . . Recept 1261.

### Recepte.

1254. **Krebsuppe.** Ein Schoß mittlerer oder kleiner Krebse kocht man mit Wasser, Salz und einer Zwiebel gar, bricht die Schwänze aus, schneidet Fühlhörner und Ränder von den Nasen, wäscht die Krebse und trocknet sie ab. Dann bereitet man eine Fisch- oder Semmel-Farce, unter die man das fein gewiegte Fleisch der Scheren mischt, füllt die Nasen damit, kocht sie in Wasser ab und brät sie in Butter braun. Die Schalen werden gestoßen, mit ungefähr 200 Gr. Butter auf langsamem Feuer recht roth geschwigt und mit einigen Löffeln Mehl verrührt. Zu diesem Schweißmehl gießt man nach und nach, unter fortwährendem Rühren, eine mit Rindfleisch hergestellte Bouillon, — ungefähr 2 1/2 Liter, — läßt die Suppe eine halbe Stunde kochen und streicht sie durch ein feines Sieb. Beim Anrichten gießt man sie mit einigen Eigelb ab, giebt die Krebsnasen, das Fleisch der Schwänze, von denen der Darm zu entfernen ist, und besonders weichgekochtes Gemüse, wie gebrachten Spargel, Blumenkohl und Morcheln, dazu.

1255. **Auflern in Aspik.** Mit Kalbsfüßen, Rindfleisch, dem nöthigen Wurzelwerk und Gewürz wird auf wiederholt angegebene, als bekannt vorausgesetzte Art ein recht klarer Aspik bereitet und mit diesem der Boden einer Stürzkasserole oder Gelse-Form ausgegossen. Auf diese Unterlage packt man, sobald dieselbe erstarrt ist, schichtweise die Auflern, die kurz vorher aus den Schalen gebrochen und von den Werten befreit worden sind. Man rechnet auf diese sehr feine Schüssel, die auf dem Eise stark erkalten muß, 50 bis 100 Stück Auflern, je nach der Größe derselben, und garnirt den gestürzten Aspik rings herum mit ganz kleinen, im Handel für diesen Zweck vorräthigen Nuscheln, von denen jede mit einer mit Gelse überzogenen Kuster gefüllt ist; auch kann man abwechselnd je eine um die andere Nuschel mit Caviar arrangiren.

1256. **Round of beef.** 9 Kilo Rindfleisch, Mittelschwanzstück, in eine möglichst flache, breite Scheibe geschnitten, werden vier Wochen bei täglichem Umwenden, in folgender Lösung gepöfelt. In 10 Liter weiches Wasser giebt man 770 Gr. Salz, 25 Gr. Salpeter, 100 Gr. feinen Zucker und zwei mittelgroße Löffel voll Syrup, läßt diese Mischung aufkochen und gießt sie, erkaltet, über das Fleischstück. Ist dasselbe nach vier Wochen genügend gepöfelt, so trocknet man es ab und wickelt es, möglichst fest, in Gestalt einer Rolle zusammen, indem man 1/2 Kilo Schenmark einlegt. Die fertige Rolle wird eng mit einem ziemlich starken Bindfaden (Zuderhut-Faden) umschnürt. Mit kochendem Wasser auf's Feuer gesetzt, muß das Fleisch, das in dem angegebenen Pöfel einen vortrefflichen Geschmack erlangt, vier Stunden stark kochen und dann, je nach Beschaffenheit, bis zur vollkommnen Weiche langsam nachziehen. Als Garnitur empfehlen sich Sauerkraut, Erbse-Purée, Kastanien, Wirsing, Zeltower Rübchen. Eine Trüffel-Sauce, die man mit dem Fond des Fleisches verkokt hat, wird extra dazu gereicht.

1257. **Gefrorener Pudding à la Reffelrode.** 1/2 Kilo von den Schalen befreite Kastanien werden mit einer halben Stange Vanille in Milch weich gekocht und durch ein Sieb gestrichen. Dann rührt man 1 1/2 Liter Sahne mit 12 Eigelb und 330 Gr. Zucker auf dem Feuer zu einer Crème ab, streicht sie ebenfalls durch ein Sieb und vermischt sie mit einem Gläschen Himbeere-Sauce und dem Kastanien-Purée. Ferner schwigt man 120 Gr. gereinigte Sultan-Rosinen, 125 Gr. Korinthen und 65 Gr. Citronat mit etwas Weißwein und Zucker recht kurz ein und läßt Alles erkalten. Nachdem nun die Kastanien-Crème in einer großen Eisbüchse fest gefroren ist, fügt man 7/10 Liter geschlagene Sahne, Rosinen und Citronat dazu, verrührt die ganze Masse tüchtig mit dem Spatel, schließt die Büchse und läßt sie, tief in Eis, — mit Salz gemischt, — vergraben, 2 Stunden bis zum Anrichten stehen. Zu dem auf eine Schüssel gestürzten Pudding reicht man in einer Saucière geflügte, geschlagene Sahne, mit einem Gläschen Maraschino vermischt.

1258. **Hammelfrücken à la Bretonne.** Einen recht altgeschlachteten Hammelfrücken kocht man tüchtig mit der Breitseite eines Dademeßers, frugt die Rippen, um ihm eine gute Form zu geben, und legt ihn in eine passende Bratpfanne, deren Boden mit Scheiben von geschnittenem Hammelfett bedekt ist. Nachdem man ein klein wenig Wasser untergegossen, brät man den Rücken unter fleißigem Begießen in einer Stunde gar, muß ihn aber stets unbedeckt lassen, damit das Fett recht croquant wird. Die Garnitur, die ihm den Namen giebt, besteht aus weißen Bohnen, die, verlesen und gewaschen, mit Salz, einer Zwiebel und einem



Stück Sellerie in weichem Wasser gar gekocht und dann auf einen Durchschlag gethan werden. Nun schneidet man einige Zwiebeln in Scheiben, läßt sie mit einem guten Butter weich schmelzen, fügt einige Pfeffer, Bouillon und ein wenig Estragon-Essig hinzu, sodas man eine sämige Sauce erhält, die alsdann durch ein feines Sieb gestrichen wird. In diese Sauce, die ein bräunliches Aussehen haben muß, — das man mit etwas Zucker-Couleur herstellt, — schüttet man die Bohnen, läßt sie darin recht heiß werden und giebt zuletzt noch ein Stückchen frische Butter und etwas Pfeffer dazu. Das Tranchiren des Hammelrükens, zu dessen Seiten die Bohnen angerichtet werden, hat möglichst im letzten Augenblicke zu geschehen, damit der Saft nicht ausläuft und das Fleisch beim Serviren ein rosiges Aussehen hat.

**1259. Seezungen en papillettes.** Nachdem die Seezungen auf bekannte Art abgezogen sind, — indem man an der Seite des Schwanzes einen Einschnitt macht, die Haut mit dem Finger lockert und in einem Stück bis zum Kopfe löstrennt, — theilt man jeden Fisch, durch Loslösen des Fleisches von der Gräte, in 4 gleiche, längliche Filets, die man mit Salz, gestoßenem Pfeffer, Citronensaft und einigen Zwiebelscheiben marinirt und ein paar Stunden verdeckt stehen läßt. Inzwischen bereitet man von einem kleinen Veicht eine gute Farce, bestreicht damit ein jedes Filet, und wickelt es zu einer kleinen Rolle zusammen, die man durch einen Faden oder einen Holzspieß festhält. Neben einander in eine passende Pfanne gestellt, werden diese „papillettes“ mit Butter, Weißwein und etwas Citronensaft, unter öfterem Begießen, im Ofen gar gemacht, dann kranzförmig auf eine Schüssel gestellt und mit zerlassener Krebsbutter bestreicht; auch steckt man in jedes derselben einen recht weißen Champignon und fällt in den leeren Mittelraum der Schüssel ein Krebs-Ragout oder eine schön roth aussehende Krebsauce.

**1260. Gänseleber-Pastete.** Folgendes, einer Straßburger Familie entnommene Rezept eignet sich seiner Güte und Einfachheit wegen sehr zum Veruche. Auf eine kleine Papen-Pasteten-Terrine der bekannten Art rechnet man 1/2 Kilo derbes Kalbfleisch, das sorgfältig von den Häuten und Sehnen befreit, mit ein wenig Schalotten, Petersilie, Salz, Pfeffer, Gewürz, einem eigrופן, ebenfalls ausgelesenen Stück Kalbs-Nierentalg und den Abfällen der Leber fein gewiegt, durch ein Haarsieb gestrichen, mit einem Ei, 4 Eßlöffeln kalten Wassers, sowie den Schalen der Trüffel vermischt wird. Nachdem man den Boden und die Seiten des Pastententopfes mit feinen Speckscheiben ausgelegt hat, fällt man eine fingerdicke Lage der Farce hinein, legt darauf die in zwei Stücke getheilte, abgehäutete, ausgelesene, mit Salz und Pfeffer bestreute, mit Trüffelstücken durchspizte Gänseleber und fällt die Zwischenräume und den ganzen Topf bis 2—3 Cent. breit unterhalb des Randes mit Farce, die oben ebenfalls mit Speckscheiben bedeckt wird. Je nach Belieben, verwendet man zu einer Pastete mehr oder weniger Trüffel, doch suche man freis Perigord-Trüffel zu bekommen, die den anderen im Aroma weit überlegen sind. Der Deckel der Terrine wird durch Papierstreifen, die mit Mehlkleister bestrichen werden, fest geschlossen, damit während des Kochens der Dampf nicht entweicht; die Pastete aber wird au bain marie in einem heißen Ofen in dreiviertel Stunden gekocht.

**1261. Soufflé à la Vienne.** 1/2 Kilo Butter, 1/2 Kilo feingestopener Zucker, das Gelbe von 16 Eiern, etwas auf Zucker abgeriebene Citronenschale und den Saft von 2 Citronen thut man in eine Casserole und schlägt die Masse auf gelindem Kohlenfeuer, bis sie sich verdidt, zieht dann das Geschirr zurück und fährt mit dem Röhren fort, bis das Ganze abgekühlt ist. Ist dies geschehen, so giebt man das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß hinzu und fällt die Mischung in eine gut mit Butter ausgestrichene Mehlspieform, setzt diese in eine etwa 3 Finger hoch mit kochendem Wasser gefüllte Casserole und läßt das Soufflé in 1/2—1 Stunde im Ofen gar werden. Sollte es sich bräunen, so bedecke man es oben mit Papier und gebe apart ein Chaudron von Madeira dazu.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Waschleiderne Handschuhe.** — Weiße, waschleiderne Handschuhe werden nach der Wäsche meist sehr starr. Läßt sich ihnen nicht die ursprüngliche Weiche wiedergeben?

Oesterreichische Offiziers-Frau.

**Ameisen in Wohnungen.** — Wie lassen sich die Ameisen vertreiben, die sich in unserem Hause, namentlich in den nach dem Garten gelegenen Zimmern, eingenistet haben?

Hausfrau auf dem Lande.

**Antworten.**

**Die Quitten in der Haushaltung.** — Der Quittenstrauch, welcher auf Weinbergen größtentheils wild wachsend angetroffen wird, und dessen Früchte wegen ihres schönen Aussehens und köstlichen Geruches allgemein bekannt sind, wird bezüglich deren Verwendbarkeit in der Haushaltung noch lange nicht so geschätzt, als er es verdient. Deshalb gebe ich einige Methoden an, auf welche Weise diese Frucht für die Küche zubereitet werden kann. Man kocht die Quitten, ohne sie zu schälen und zu zer schneiden, und bestreut sie mit etwas Zucker; der Geschmack ist vorzüglich. Auch einen sehr guten Syrup kann man bereiten, indem man die Früchte schält, in Scheiben schneidet, mit etwas Wasser kocht, den Saft auspreßt und alsdann einkocht. Ferner geben in Scheiben zerlegte und wie Kefel getrocknete Quitten, mit letzteren vermischt, ein schmackhaftes Compote. — Will man die Früchte in dieser Art verwenden, so ist es nöthig, dem Quittenstrauch einige Pflege zu geben, da derselbe, sich selbst überlassen, größtentheils kleine, feine Früchte liefert. Man sorge daher für reichliche Düngung und lasse die Wurzelstöcklinge nicht überhand nehmen. Besonders achte man darauf, nur großfrüchtige Sorten anzupflanzen, z. B. die portugiesische, welche in den meisten Obstbaumschulen in Strauch- und Baumform zu haben ist. Edw. Urlandt, Oberrgärtner.

**Gegen das Anzelligwerden der Aepfel** (30) giebt es ein einfaches Mittel. Gleich nach der Ernte lege man die Aepfel sorgfältig, mit den Stielen nach oben, neben einander im Keller in die Borde. Dann verschließe man die Fenster, sodas es vollständig dunkel im Keller ist. Anfangs muß öfter gelüftet werden, doch darf hierbei kein Tageslicht auf die Aepfel fallen. Später, wenn das Obst nicht mehr fault, braucht man nicht mehr zu lüften; bei Frostwetter ist dies sogar streng zu vermeiden. Wer diese Behandlung sorgfältig durchführt, wird noch im Frühjahr ganz frisch schmeckendes Obst haben. U. R.

**Wallnüsse einzumachen** (XIII, 280). — Inreife Wallnüsse, so lange sie sich noch mit einem Pflaum durchstoßen lassen, läßt man vierzehn Tage in Regenwasser stehen, welches täglich erneuert werden muß. Dann kocht man die Wallnüsse in Wasser gar und setzt sie eine Nacht in frisches Wasser. Am anderen Tage nimmt man auf 1 Pfd. Wallnüsse 1 Pfd. Zucker, setzt den letzteren mit 2 Tassen Essig auf's Feuer, giebt, wenn die Masse kocht, die Wallnüsse, mit Kelten und Caneel gepickt, hinein und läßt sie kochen, bis sie weich sind. U. S.

**Apfelspeise.** — Rothe Calvillen (Gravensteiner) werden in Scheiben geschnitten und in Wein, Wasser und Zucker leicht durchgekocht, doch ja nicht derart, das sie musig werden. Darauf giebt man die Apfelschnitte in eine Kristall-Schüssel und läßt sie darin erkalten. Vor dem Anrichten wird diese Speise mit Vanille gewürzt und Schlaghahne darüber gethan. U. S.

**Ingwer-Pudding.** — Hierzu sind erforderlich: Für 50 Pf. Weißbrod (ohne Rinde) in Würfel geschnitten, 18 Eier, 1/2 Pfd. candirtes Ingwer, 1/2 Pfd. Zucker, 1/2 Pfd. Butter, die Schale von 2 Citronen und 1 Liter Milch. Die Milch mit der Butter wird etwas erwärmt. Die Eidotter werden mit Zucker gerührt, dann wird langsam Milch und Butter dazu gegeben, hierauf das Brod, Gewürz und der Schnee der Eier. Das Ganze läßt man 3 Stunden kochen und giebt eine Schaumsauce dazu. U. S.

**Für Obstpasten** (XIII, 408) giebt das vortreffliche Kochbuch „Neueste gute Schnellküche von Frau von S.“ folgende, von mir als sehr gut und leicht ausführbar ausprobierte Vorschrift: Man läßt Apfelsine ohne Zucker ganz kurz einkochen, rührt dann etwa 1/2, oder auch nur halb so viel gestoßenen Zucker, wie die Apfelsinemasse groß ist, trocken hinein, läßt es damit nochmals gut durchkochen, giebt die Masse entweder in kleine Formen oder, etwa in der Größe eines Marktstückes, auf weißes Papier oder, noch besser, auf Schieferplatten, stäubt nochmals Zucker darüber und läßt sie an der Luft oder im verlüfteten Ofen trocknen. Ist die Masse leicht erhärtet, so kann man sie aus den Formen lösen oder auch immer zwei von den runden Mäßen mit ihrer flachen Seite an einander drücken. Man kann den Pasten auch durch vorsichtigen Zusatz guter Fruchtstücke und Gelees verschiedenen Geschmack geben, sie mit zerhackten Mandeln spizen etc. Johanna S. in Düsseldorf.

**Gratin von Lerdhen mit Sauce espagnole.** — Die Lerdhen werden gepuht, flambirt, behutsam aus den Knochen gelöst und mit folgender Farce gefüllt, wobei man sich bemüht, ihnen möglichst ihre natürliche Form wiederzugeben. Zu der Farce sind erforderlich: 1/2 Kilo derbes, rein ausgelesenes Kalbfleisch, 1/2 Kilo Schweins-Nipppeier, 1/2 Kilo Kalbsleber, 375 Gramm Lustsped, 125 Gr. eingeweichte, gut ausgebrühte Semmel, etwas gestopener weißer Pfeffer, einige Messerspitzen pulverisirter Thymian, Champignons, einige Zwiebeln und Schalotten, Salz, zwei Eßlöffel in Butter geschwiztes braunes Mehl, 1/2 Glas Madeira, die Eingeweide der Lerdhen und 4—6 Eigelb. Die Zwiebeln, Champignons und Schalotten werden in Butter weich geschmort, ebenso die in kleine Stücke geschnittene Leber, — die aber nicht hart werden darf, — und die Hälfte des Fleisches. Mit diesen Sachen gemeinsam hackirt man nun das rohe Fleisch und läßt es einige Male durch die Hack-Maschine gehen, vermischt es mit den Eiern, der Semmel etc. und streicht die fertige Farce durch ein Haarsieb. Am besten stellt man das Gratin auf einer silbernen Schüssel fertig; in Ermangelung einer solchen bedient man sich eines porzellanenen Backnapfes. Man bestreicht den Boden der Form fingerbild mit Farce, legt die Lerdhen darauf, füllt die Zwischenräume abermals mit Farce und bedeckt das Ganze damit, Trüffelscheiben, Champignons und die Köpfe der Vögel zur Garnirung verwendend. Zum Schluß vollständig mit Speck belegt, wird das Gratin in etwa 1/2 Stunde gar gemacht. Man maskirt es, nachdem der Speck und die übrigen sich zeigenden Fetttheile entfernt sind, mit einer Sauce espagnole, zu der man reichlich Champignons, Schalotten und eine Scheibe rohen Schinken in Butter durchschwizt. Dies verbrüht man mit Schwingwehl, einem Glas Rheinwein, wenn möglich auch kräftigem Fond oder etwas Fleisch-Extract, giebt die Sauce durch ein Haarsieb und schäcft sie mit Salz, einer Prise Cahenne-Pfeffer, Citronen-Saft, auch Pariser Essig ab. U. S.

**Filets von jungen Enten mit Gurken.** — Nachdem einige Enten durch Schlachten, Kupfen und Ausnehmen vorbereitet sind, löst man die Filets (Brustfleisch) von den Knochen ab, legt sie in eine Casserole, in welche man zuvor schon einige Speckscheiben, etwas rohen Schinken und fein geschnittenes Gemüse gethan hatte, giebt 1—2 Gläser Rothwein und so viel kräftige Bouillon dazu, das die Filets gerade bedeckt sind, und läßt das Ganze, zur Seite des Feuers gestellt, so lange unter öfterem Begießen kochen, bis die Flüssigkeit zur Hälfte eingekocht ist. Sodann hebt man die Filets auf ein Rükchenbrett, schneidet jedes der Länge nach schräg durch, giebt ihnen durch Paniren und Dressiren die Form von kleinen Hühnerbrüstkchen und legt sie dicht aneinander in eine gut passende Casserole. Inzwischen hatte man eine kräftig eingekochte Brühre bereitet, mit welcher man nun eine in Butter gemachte, braune Mehlschwitze zu sämiger Sauce verührt. Diese vereinigt man mit dem Fond, worin die Filets gekocht sind, und rührt das Ganze durch ein Sieb, um hierauf einige Eßlöffel voll über die in der Casserole befindlichen Filets zu gießen. Nun stellt man dieselben in den Ofen, läßt sie einige Minuten lang gut durchschmoren und richtet sie dann zugleich auf einer runden Schüssel in Kranzform an. Die innere Mitte des Kranzes füllt man mit einem gut zubereiteten Gemüse von frischen Gurken und maskirt das Ganze mit einem Theile der obigen Sauce, während man die übrige Sauce extra in einer Sauciere servirt.

**Champagner- und Schaumwein-Fabrikation.** — Wenn in nachstehendem das Verfahren der Champagner- und Schaumwein-Fabrikation angegeben wird, so ist selbstverständlich die Behandlung und das Verschneiden der Reben, sowie das Reinigen der Flaschen etc. als bekannt vorausgesetzt. — In Frankreich kommt fast ausschließlich die schwarze Burgunder-Traube zur Verwendung, die sorgfältig gepflegt und geschnitten wird. Mit größter Vorsicht müssen die Stängel, nicht vollkommen reife Beeren befreit werden; die guten Beeren legt man auf Horben (besonders construirte Gefässe) und läßt sie, möglichst wenig geschüttelt, auf die Kelter bringen. Hierbei ist es wesentlich, das der Farbstoff der Schale sich zugleich mit dem Beeren-saft auflöst. Sobald kein Saft mehr läuft, öffnet man unter den Zuber, die Trester (gepreßte Beeren) werden rings um die Pressplatte weggeschritten und obenauf gelegt, worauf man zur neuen Kelterung schreitet. Das Product dreier Pressungen liefert den weißestellendsten Wein, die Tifane. Nach drei Kelterungen werden die Trester noch zweimal abgeschritten und ausgepreßt, um allen Saft zu gewinnen; da dieser eine rüthliche Färbung annimmt, bewahrt man ihn besonders zur Färbung des Rothweines, falls solcher in dem betreffenden Etablissement ebenfalls fabricirt wird, mit jenem in den Fässern, wo sich erst nach der Gährung die völlige Zertheilung des Zellengewebes vollendet.

Aus der Kelter gelangt der Most von den drei ersten Pressungen in den Zuber, wo er nach vierundzwanzig Stunden die Säure verliert, dies ist der eigentliche Champagner. Gleich darauf füllt man ihn in Fässer, welche nur zu drei Vierteln voll werden dürfen, worauf die Gährung bald eintritt. Man läßt sie vierzehn Tage dauern und hält währenddessen den Spund soweit offen, das die Gase entweichen können, oder bedient sich eines hydraulischen Spundes. Nach Verlauf dieser Zeit füllt man die Fässer voll, verpundet sie und befestigt den Spund durch ein Stück Hafreisen, das man über denselben legt und an den Enden festnagelt. Im Januar zieht man den Wein auf andere Fässer ab und schreitet zur ersten Schöpfung mit Hausenblase; vierzig Tage später setzt man etwas Gerbestoff (Tannin) zu und nimmt die zweite Schöpfung vor, die, wenn sehr viel Hefe vorhanden ist, noch ein drittes Mal wiederholt werden muß.

Im April oder Mai zieht man den nun klaren Wein auf Flaschen, giebt aber vorher, etwa 3/10 vom Gewicht des Weines, „Liqueur“ zu. Man nennt so eine Art Syrup, welchen man erhält, indem man weißen Candiszucker in einer gleichen Gewichtsmenge klaren Weißweines auflöst. Zum Abziehen werden vier Arbeiter verwendet, einer, der den Wein auf Flaschen füllt, einer, der ihn korkt, einer, der ihn mit Bindfaden und einer, der ihn mit Draht umgiebt. Nun werden die Flaschen niedergelegt, sodas der Hals unter einem Winkel von zwanzig Grad geneigt ist, damit die bei langsamer Gährung entstehende Hefe in den Hals gelangt und sich an den Kork festsetzt. Nach acht bis zehn Tagen vergrößert man die Neigung auf ungefähr vierzig Grad und hebt nach zwei bis drei Tagen die Flaschen so lange, bis sie endlich senkrecht stehen. Jetzt nimmt ein geschickter Arbeiter sie einzeln in den Arm und zieht den Kork, an dem sich der Niederschlag festgesetzt hat, allmählig heraus. Indem er einen Augenblick einen Theil des Querschnittes offen läßt, gelangt es ihm, den Niederschlag zu entfernen und eine neue Dosis Liqueurs zuzusetzen, die Flaschen aber sofort wieder zu verlocken und mit Draht zu befestigen. Häufig muß man, zur Erlangung eines vollkommen klaren Weines, die schwierige Arbeit des Reinigens und Zufüllens von Liqueur zwei- bis dreimal wiederholen. Trinkbar ist der Champagner nach anderthalb bis zweieinhalb Jahren. R.

**Überglanze** (XIII, 349). — In Ergänzung der früheren Antworten sei noch folgendes mitgetheilt: Die von unseren Vorfahren zu Ehren ihrer Lieblingsgötter gefeierten Feste waren mit feierlichen Opferhandlungen verbunden, deren bestimmte Speisen, die meist in gewisser Beziehung zu den Göttern standen, auch in der späteren Zeit, als die heidnischen Feste eine christliche Gestalt angenommen hatten, im Kreise der Volksfeste sich erhalten haben. Zur Zeit der Winter-Sonnenwende feierten unsere Vorfahren zu Ehren Odin's das Julfest. Hauptopfer war dabei ein Eber (das Jul-Schwein), dessen Gestalt, aus Teig geformt, von den Frauen gebildet, auch auf den Tischen erschien. Außerdem galten noch als Festessen Fische, besonders Deringe, denn diese waren, sowie auch Hahnen, Honigluchen, Kohl etc., Götterspeise. Die christliche Weihnachtsfeier behielt diese Speisen bei, unter Umgestaltung des Jul-Ebers zum Stollen, und man empfahl sie Allen als glückverheißend. Speisen von Hülsenfrüchten dagegen waren am Julfeste und auch später am Weihnachtsfeste ausgeschlossen; wer sie genoß, dem blieb das Glück fern. Wohl aber waren und blieben die beliebtesten Hülsenfrüchte, die dem Donnergötter Donar heiligsten Erbsen, das gewöhnliche Donnerstag-Essen in der Mark und in einem großen Theile Nord- und Mitteldeutschlands. — Obgleich die weiße Wasserrose (Nymphaea alba) mit ihren prangenden Blüten und ihrem reichen Blättergeschmucke Bewunderung erregt, so konnte sie sich die Volksgunst doch nicht erwerben; man brachte sie vielmehr in Beziehung zu türkischen Wassergeistern, zu den Nixen, welche unter den breiten Blättern versteckt wohnen und diejenigen zu sich in das feuchte Element hinabziehen, welche, durch die Schönheit der weißen Blumen bestrickt, dieselben brechen wollen. Man sieht die Seerose daher immer mit einer gewissen Scheu an und warnt namentlich die Kinder, den verführerischen Blumen fern zu bleiben. — Die Lilie war seit dem frühesten Mittelalter nicht allein das Symbol himmlischer Reinheit, sondern auch das Wahrzeichen der Emsolung und des Todes. Wie die Rose, so ist auch sie eine Blume der Vergänglichkeit; daher auch die Sagen von dem Hervorwachsen weißer Lilien aus den Gräbern unglücklich Liebender und unschuldig Hingerichteter und von den Todeslilien in den Chorherren von Rönchen. In manchen Klöstern, z. B. in Gorvey und Breslau, fanden die Mönche drei Tage vor ihrem Tode weiße Lilien; wie diese welkten, so welkten auch sie dahin. G. H.

**René d'Hervey in St. Petersburg.** — Die Legende vom Ringe der Fastada ist die folgende: Fastada, die dritte Gemahlin Karls des Großen, besaß einen Ring, der ihr, so lange sie ihn trug, die unbedingte Liebe ihres Gemahls sicherte. Als sie jung starb, barg sie den Ring in der Höhle des Mundes, und täglich kam Karl, um bei der Leiche, an der keine Spur von Verwesung sich zeigte, zu weilen. Endlich entdeckte man den Totmann, der den Kaiser so unwiderstehlich anzog, und als man jenen von der Leiche genommen, verriet die Leiche. Der Kaiser bewährte sich indessen auf's Neue bei Irene, dem Karl im Laufe der Zeit den Ring schenkte; seine Liebe übertrug sich auf den jetzmaligen Besitzer. Diesen beschloß seiner Gemahlin als eine Antreue gegen Fastada empfindend, entließ sich der Kaiser, den Ring zu veräußern, und er warf ihn in den See zu Aachen. Sofort aber machte sich auch hier der Zauber Mächtig; unbedingtes Sehnen zog den Kaiser fort und fort nach der Stelle, wo er den Ring in's Wasser geworfen. Er erbaute dort das Münster, in dem, wie noch heute eine Tafel bezeugt, die Lebertheile Fastada's zur Ruhe bestattet wurden; bald auch entdeckte man in der Nähe heile, heilbringende Quellen, und bis zu seinem Tode kam der Kaiser alljährlich längere Zeit, hier Stärkung und Gesundheit zu suchen. Auf seinem Todtenbette verordnete er, das jeder seiner Nachfolger im Dome zu Aachen gekrönt werden und die Weihe mit Wasser aus dem See empfangen solle. R. G.

**Das geordnete Gumm-Ringe an Einmale-Büsten u. s. w.** — Erweist man in einer Lösung von einem Theil Ammoniak und zwei Theilen Wasser. Die lange die Ringe darin liegen müssen, hängt vom Grade der Verdunstung ab: fünf Minuten bis eine halbe Stunde.

**C. S. in Iriseh.** — Leider kann Ihren freundlichen Wünschen nicht entgegen kommen werden. Der Künstler selbst ist, wie schon neulich angedeutet, dasagen. Für Ihre gute Meinung unseren besten Dank!

**U. S.** — Wie behandeln wir im Allgemeinen Fragen der Redaction nicht, doch wollen wir Ihnen das einfache und bekannte Mittel gegen Kopf-schuppen nicht vorenthalten: tägliche Waschungen mit officinelltem Theerwasser. Außerdem empfiehlt es sich, den Kopf von Zeit zu Zeit mit warmem Wasser, Seife und Soda zu waschen.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kostümbild. Von der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Rummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Rummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr.), mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.) Die Fests-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Widermappe“, das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr.), mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fests-Ausgabe auch alle Postanstalten.

### Anzeigen,

Alle solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungerichtet von uns angeben werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Kopie eine Seite oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Ausnahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Postdamer Straße 38, und zu Wien I., Operngasse 3.  
Jahresrenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

**Jede Dame ist**  
im Stande ausdehnbare gepunzte Federarbeiten als schöne Geburtstag- und Gelegenheitsgeschenke herzustellen. **Bezeugt** fällen mit Anleitung und Vorlagen hierzu, Preis M. 6, M. 10 u. M. 15, sowie **Holz- und Lederbrandapparate**, Preis M. 20 u. M. 25 versehen **Gustav Freytag**, Königl. Hoflieferant, Leipzig.  
Illustr. Prospekte und Preislisten franco und gratis.

**Plüsch, Krimmer, Pelzbesatz, Federbesatz in allen Farben.**  
Sämtliche Artikel zur Damen-Schneiderei. Holz- u. Glasperlen. Wollspitzen u. Borten. **Passementerien u. Knöpfe** in neuen Dessins, schwarz u. couleurt. Möbelpassamenten, Häkelstücken u. Muster. **Gebrüder Schüler** Nachfolger  
Berlin W, 61 Markgrafenstrasse 61.

**Chemische Wasch-Anstalt**  
Reinigung jeder Art  
Herren- und Damen-Garderobe, Möbelstoffe, Teppiche, Polsterstoffe, etc.  
**Judlin**  
Aufträge - Ausserhalb  
in der Färber-Charlottenburg-Litten-Kaserne

# Weisse Seidenstoffe

ca. 100 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weissseidene Marcellines und Taffete** (ganz Seide)  
Mk. 1.45—1.75—3.55—4.30 per mètro.
- Weissseidene Ripse** (ganz Seide)  
Mk. 2.45—3.55—4.65—5.50—6.35—7.40—8.50—9.15—10.90 per mètro.
- Crème-weissseidene Ripse** (ganz Seide)  
Mk. 2.45—3.55—5.50—6.35—8.50 per mètro.
- Weissseidene Satins merveilleux** (ganz Seide)  
Mk. 3.55—4.35—4.95—5.75—6.90—7.70—8.60—10.25 per mètro.
- Crème-weissseidene Satins merveilleux** (ganz Seide)  
Mk. 3.55—4.35—4.95—5.75—6.90—7.70—8.60—10.25 per mètro.
- Weissseidene Surahs** (ganz Seide)  
Mk. 2.95—3.90—4.65—5.30—5.90—6.75—7.55 per mètro.
- Crème-weissseidene Surahs** (ganz Seide)  
Mk. 2.95—3.90—4.65—5.30—5.90—6.75—7.55 per mètro.
- Weisse Moirée antique** (ganz Seide)  
Mk. 7.70—8.65—10.00—11.05 per mètro.

- Weissseidene „Faille Française“** (ganz Seide)  
Mk. 3.85—4.65—5.45—6.90—8.65—9.80—10.90—12.40 per mètro.
- Weisse halbseidene Atlasse**  
Mk. 1.25—1.95—2.70—3.10—3.55—3.95—4.30—5.15 per mètro.
- Crème-weissseidene Atlasse**  
Mk. 1.25—2.70—3.55—4.30—5.15 per mètro.
- Weisse Satins Duchesse** (ganz Seide)  
Mk. 2.95—5.45—6.10—6.90—7.70—8.65—9.45—10.90—12.40—14.60—18.25 per mètro.
- Crème-weisse Satins Duchesse** (ganz Seide)  
Mk. 5.45—6.10—7.70—9.45—12.40 per mètro.
- Weissseidene Damaste** (ganz Seide)  
Mk. 3.90—5.80—7.85—10.25—11.60—14.— per mètro.
- Crème-weissseidene Damaste** (ganz Seide)  
Mk. 5.80—7.85—10.25 per mètro.
- Crème-weiss Moirée Française** (ganz Seide)  
Mk. 7.70—8.65—10.00—11.05 per mètro.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.  
Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

## G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik - Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.

### Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Gegen Imitation  
Garantirt echten  
**Tiroler**

**Damen-Kleider-Loden**  
80 cm breit zu 90 Kr. M. 1.50 u. fl. 1.10  
M. 1.85 empfiehlt und sendet auf Verlangen Muster  
**Anton Dolar, Klagenfurt.**

# „Monopol-“ Seide

**Auszug der Analyse**  
des Herrn Dr. C. Bischoff, vereid. Chemiker der Kgl. Gerichte in Berlin

Qual. Breite Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7 52 cm. 1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11 60 " 1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12 60 " 1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

... Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte „Henneberg'sche Monopolseide“ frei ist von jeder mineralischen Beschwerung, mikroskopisch sich als ein völlig reines gleichmäßiges Seidengewebe zeigt, und „den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen „produziert werden.“  
Berlin, den 4. Sept. 1886.  
sig. Dr. C. Bischoff,  
gerichtlicher Chemiker in Berlin.

Nur direct und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden mètro eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“** Muster umgehend.

**G. Henneberg's**  
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt  
Königl. & Kaiserl. Hoflieferant  
**Zürich**

# Die Gartenlaube

beginnt am 1. Januar einen neuen Jahrgang  
mit H. Heimburgs fesselndem Roman „Herzenskrisen“ und  
A. Schneegans sizilianischer Novelle „Speranza“.  
Zu beziehen in Wochen-Nummern (Preis M. 1. 60. vierteljährlich)  
oder in 14 Heften à 50 Pf. oder 28 Hefen à 25 Pf. durch  
alle Buchhandlungen. Die Wochenausgabe auch durch die Postämter.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Für die Fastnachtszeit! Ueber 250 Kostümbilder:

Historische Kostüme, Volks-Trachten und Phantasie-Kostüme.

### BLÄTTER FÜR KOSTÜMKUNDE.

Historische und Volks-Trachten.  
Neue Folge.  
Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von  
**A. von Heyden.**  
Bisher erschienen 210 Blätter.  
Preis des einzelnen Blattes 40 Pfennig.

### BLÜTHENZAUBER. Von Ludwig von Kramer.

24 Blätter in Farbendruck.  
In eleganter Mappe mit colorirtem Titel. Preis 5 Mark 40 Pf.  
Preis des einzelnen Blattes 30 Pfennig.

### BLUMENKINDER. Von Paul Nauen.

24 colorirte Blätter.  
In eleganter Mappe mit colorirtem Titel. Preis 3 Mark 60 Pf.  
Preis des einzelnen Blattes 20 Pfennig.

### Verzeichniss

sämmtlicher Nummern der „Blätter für Kostümkunde“, von „Ludwig von Kramer's Blütenzauber“ und „Paul Nauen's Blumenkinder“. Mit 15 verkleinerten Abbildungen aus den Blättern für Kostümkunde und einem colorirten Titelblatte aus den Blumenkindern. 28 Seiten in Klein-Octav auf feinstem Kupferdruck-Papier.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

**Tragbare Oefen**  
mit Carbonnatron-Heizung.  
Die Oefen brennen ohne Schornstein, rauch- und geruchlos und werden behördlich auch da gestattet, wo sonst Feuerungsanlage untersagt ist. Vielfache Auerkennung. Diese Oefen functioniren ohne Beaufsichtigung und Bedienung Tag und Nacht vollst. gefahrlos. Kleinster Ofen, ca. 1 mtr. hoch, inclusive Füllung für ca. 2 Monate 30 M.  
C. Natron-Heiz-Co.  
Alwin Meske, Dresden.

Ungef. u. fertige Buntstickereien, Säckelarbeiten etc., Stickmaterial, bei **Geisw. Rottler, Wien IX, Rechte Wienstr. 63.** Auch als Geschenk passend!

Die Fabrik von  
**Gelbke & Benedictus, Dresden,**  
empfeilt in reichster Auswahl:  
**Cotillon-Gegenstände** als: komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillontouren, Knallbonbons, Attrappen, Saaldecorationen, Papierlaternen, Masken, Perrücken, Costüme aus Stoff und Papier, **Bigotphones** u. s. w.  
**Carneval-Spiele für Garten und Haus**  
reizend! **Künstliche Pflanzen.** naturwahr!  
Illustrirte deutsche und französische Preisbücher Saison 1887 gratis und franco.

**Neueit.**  
**Ofenschirme, kein Eisen,**  
D. R. P.  
Diese **Ofenschirme** von Holz sind feuerfest und bieten eine bessere Schutzkraft als Blechschirme, sind ebenso billig wie jene, sehr elegant, zu jedem Reublement passend, in Schwarz, Rußbaum, antik Eichen etc., mit den billigsten bis zu den elegantesten Dessins, mit Metallbeschlägen in Cuiro poli, Nickel etc. in größter Auswahl.  
Bezugsquellen werden von uns prompt und unentgeltlich nachgewiesen.  
**Dauids & Co., Hannover.**

**Clemens Müller, Dresden-N.**  
Nähmaschinen-Fabrik \* gegründet 1855  
empfeilt in vorzüglichster Ausführung die **hocharmigen neuen**  
**DOMINA & STELLA**  
Nähmaschinen für Haus und Gewerbe.  
Vorteile:  
Sehr leichter geräuschloser Gang, unübertroffene Leistungsfähigkeit, gediegene hochelegante Ausstattung.